

Christoph Schlittenhardt

"Ganz Deutschland ruft Hurra"

Zur literarischen Darstellung des Krieges
in den Zeitungen und Zeitschriften von 1914



WISSENSCHAFTLICHE BEITRÄGE
AUS DEM TECTUM VERLAG

Reihe Germanistik

WISSENSCHAFTLICHE BEITRÄGE AUS DEM TECTUM VERLAG

Reihe Germanistik

Band 8

Christoph Schlittenhardt

"Ganz Deutschland ruft Hurra"

Zur literarischen Darstellung des Krieges
in den Zeitungen und Zeitschriften von 1914

Tectum Verlag

Christoph Schlittenhardt

"Ganz Deutschland ruft Hurra". Zur literarischen Darstellung des Krieges
in den Zeitungen und Zeitschriften von 1914

Wissenschaftliche Beiträge aus dem Tectum Verlag:

Reihe: Germanistik; Bd. 8

© Tectum – ein Verlag in der Nomos Verlagsgesellschaft, Baden-Baden
2017

ISBN: 978-3-8288-6773-4

ISSN: 1861-5945

(Dieser Titel ist zugleich als gedrucktes Werk unter der ISBN 978-3-8288-4018-8
im Tectum Verlag erschienen.)

Umschlagabbildung: Jubelnde Soldaten bei Kriegsbeginn in Österreich,
1914. Fotografie © Scherl/Süddeutsche Zeitung Photo

Besuchen Sie uns im Internet
www.tectum-verlag.de

Bibliografische Informationen der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Angaben sind
im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung	7
2. Die Gattungen der Kriegsliteratur	15
3. Topik der kriegsaffirmativen Literatur	21
3.1. Der nationale Diskurs – Die Ideen von 1914	21
3.1.1. Die Erschaffung einer Volkseinheit	23
3.1.2. Die Bedeutung des Opfers	26
3.1.3. Das Symbol des Helden	30
3.1.4. Der aufgezwungene Krieg	34
3.1.5. Die Erschaffung von Feindbildern	36
3.1.5.1 Frankreich als Feindbild	39
3.1.5.2 Russland als Feindbild	41
3.1.5.3 England als Feindbild	45
3.1.6. Die Rückbesinnung auf das Deutschtum	48
3.1.7. Aufbruch und Abschied	54
3.2. Der religiöse Diskurs	57
3.2.1. Der Heilige Krieg	57
3.2.2. Das Vertrauen auf Gott	62
3.2.3. Feuer und Weltenbrand	64
3.3. Historischer Diskurs	66
3.3.1. Die Einordnung des Krieges in die nationale Geschichte	66
3.3.2. Die Rolle der Abstammung	69
3.4. Siegesgewissheit	71
3.5. Die Funktion und Rolle der Frau	74

3.6. Krieg und Kultur	78
3.7. Frieden	81
3.8. Der Sonderfall Weihnachten	83
4. Topik der oppositionellen Literatur	87
4.1. Der Tod als anti-heroisches Motiv	91
4.2. Trauer	94
4.3. Das Elend des Krieges	97
4.4. Zerstörung	99
4.5. Angst und Ungewissheit	102
4.6. Naturdarstellung	105
4.7. Die Sehnsucht nach Frieden	107
5. Topik der Frontliteratur	111
5.1. Medien der Frontliteratur	111
5.2. Elemente des nationalen Diskurses	115
5.2.1. Darstellung des Todes	116
5.2.2. Darstellung des Feindes	119
5.3. Schilderungen des Kriegsalltags	122
6. Zur Funktion der Kriegsliteratur	127
6.1. Politische Funktionen	127
6.2. Das Interesse der Autoren	131
7. Fazit	135
8. Literaturverzeichnis	141

1. Einleitung

„Und wenn ich hundert Jahre würde, diese Tage werd' ich nie vergessen! Es ist das Größte, was wir erlebt haben. Wir wußten nicht, daß so Großes erlebt werden kann. Noch vor drei Wochen wären wir unfähig gewesen, es uns auch nur vorzustellen. Dieses Gefühl, etwas erlebt zu haben, was wir selber noch gar nicht aussprechen können, überwältigt alle.“¹

Diese von Hermann Bahr geschriebenen Zeilen erschienen am 14. August 1914 im Berliner Tageblatt als Reaktion auf den Ausbruch des Ersten Weltkriegs. Sie sind Zeuge einer Euphorie, die aus heutiger Sicht nur schwer nachzuvollziehen ist, damals jedoch weite Teile der Bevölkerung umfasste. Sie fand ihren Ausdruck in einer Flut an patriotischer und von Euphorie geprägten Literatur, die von Autoren der unterschiedlichsten Schichten und Berufsgruppen geschrieben wurde. Sie alle waren erfasst von einem „merkwürdige[n] Rausch, den man später das ‚Augusterlebnis‘ nannte“². Ziel dieser Arbeit ist es, zu untersuchen, wie umfassend sich dieser „latente Massenwahn“³, welcher die Menschen des Deutschen Reiches damals angeblich erfasste, in den Schriften äußerte und wie die literarische Darstellung des Ersten Weltkriegs in seiner Anfangsphase tatsächlich aussah. Gleichzeitig soll untersucht werden, welche Darstellungsmittel und Motive die Schriftsteller nutzten, um ihre Gefühle bezüglich des Krieges darzulegen. Dabei soll besonders auf gemeinsame Strukturen geachtet werden, um so die dominanten Diskurse in der Literatur dieser Zeit herauszufiltern. Es wird sich zeigen, inwieweit sich unter diesen Texten nicht auch bereits zu Beginn des Krieges eine literarische Opposition finden lässt, die sich der Aufbruchsstimmung und dem Patriotismus entzieht. Dies würde

-
- 1 Hermann Bahr: Das deutsche Wesen ist uns erschienen. In: Berliner Tageblatt und Handels-Zeitung, Nr. 410 (14.08.1914), S. 2.
 - 2 Matthias Matussek: Der Krieg der Dichter. In: Der Erste Weltkrieg. Geschichte einer Katastrophe, hg. von Annette Grossbongardt, Uwe Klusmann und Joachim Mohr, München 2014, S. 145-153, S. 145.
 - 3 Wolfgang Rothe: Schriftsteller und totalitäre Welt. Bern/München 1966, S. 11.

der in der Forschungsliteratur stellenweise verbreiteten Meinung widersprechen, die ein Umdenken der Schriftsteller erst mit der zunehmenden Dauer des Krieges angibt.⁴

Zeitungen bildeten „das mit Abstand wichtigste Massenmedium“⁵ des Ersten Weltkriegs. Auch für die Kriegsliteratur waren Zeitungen und Zeitschriften die wichtigsten Medien, mit denen sie im Ersten Weltkrieg vertrieben wurde.⁶ Ihre Auflagenzahl nahm, nicht zuletzt aufgrund des Ausbruchs des Ersten Weltkriegs, zu Beginn des 20. Jahrhunderts immens zu.⁷ Zudem übernahmen Zeitungen zunehmend Bereiche der Zeitschriften, wodurch sich auch verstärkt Literatur in Tageszeitungen finden lässt.⁸ Deshalb konzentriert sich diese Untersuchung auf sämtliche literarischen Texte aus ausgewählten Tages- und Frontzeitungen sowie einigen künstlerischen Zeitschriften, die im Zeitraum vom 1. August bis zum 31. Dezember 1914 erschienen sind. Ausschlaggebend für die Wahl der Zeitungen und Zeitschriften als Untersuchungsmedium ist weiterhin das Kriterium der Aktualität, welches die beiden Medien gemeinsam auszeichnet.⁹ Damit konnten Autoren auf aktuelle Ereignisse Bezug nehmen, wodurch die Rückschlüsse über die literarische Bewertung des Krieges präziser werden, da die Zeitspanne zwischen Entstehung und Verbreitung der Literatur in den Zeitungen äußerst gering war. So ist es auch möglich, auf eventuelle Veränderungen in der Darstellung einzelner Diskurse und Motive einzugehen, die sich innerhalb von nur wenigen Wochen vollzogen.

4 Vgl. Manuel Köppen: Das Entsetzen des Beobachters. Krieg und Medien im 19. und 20. Jahrhundert, Heidelberg 2005, S. 230.

5 Thomas Flemming/Bernd Ulrich: Heimatfront. Zwischen Kriegsbegeisterung und Hungersnot – wie die Deutschen den Ersten Weltkrieg erlebten, München 2014, S. 64.

6 Vgl. Helmut Fries: Die große Katharsis. Der Erste Weltkrieg in der Sicht deutscher Dichter und Gelehrter. Bd. 2: Euphorie – Entsetzen – Widerspruch: Die Schriftsteller 1914-1918, Konstanz 1995, S. 22.

7 Vgl. Heinz Pürer/Johannes Raabe: Presse in Deutschland. 3. Aufl., Konstanz 2007, S. 69.

8 Vgl. Georg Jäger: Zeitschriften. In: Geschichte des deutschen Buchhandels im 19. und 20. Jahrhundert. Bd. 1: das Kaiserreich 1871-1918, Teil 2, hg. im Auftrag der Historischen Kommission von Georg Jäger, Frankfurt/Main 2003, S. 368-389, S. 380.

9 Vgl. Gustav Frank/Madleen Podewski/Stefan Scherer: Kultur – Zeit – Schrift. Literatur und Kulturzeitschriften als „kleine Archive“. In: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur 34 (2009), H. 2, S. 1-45, S. 2.

Durch die zunehmende Bedeutung von Zeitungen als Massenmedium entstanden auch Tageszeitungen für unterschiedliche Schichten der Bevölkerung, weshalb das Medium nicht mehr ausschließlich für die Bildungselite bestimmt war. So wurde auch bei der Auswahl der Quellen darauf geachtet, Titel aus verschiedenen politischen, ökonomischen und geografischen Richtungen zu berücksichtigen, um die Analyse möglichst repräsentativ zu gestalten. Dabei wurden insgesamt zehn regionale und überregionale Tageszeitungen berücksichtigt. Ergänzt wird der Korpus der Zeitungen von drei künstlerischen Zeitschriften. Zeitschriften bieten sich ebenso wie Zeitungen zur Untersuchung an, da sie sich laut Definition kaum von Zeitungen unterscheiden. Da sie sich jedoch auf bestimmte Themengebiete spezialisieren, wie eben zum Beispiel auf Literatur, finden sich hier zumeist anspruchsvollere Texte, die die weitgehend amateurhaft verfasste Trivialliteratur der Tageszeitungen ergänzen.¹⁰ Zusätzlich wurde Literatur aus vier Feldzeitungen gesammelt, um auch die Kriegsdarstellung in den Schriften von Soldaten, die den Krieg unmittelbar erlebten, bewerten zu können und so ein umfassenderes Gesamtbild zur Bewertung des Ersten Weltkriegs zu erhalten.

Die Recherche in diesen Zeitungen führte zu einem Textkorpus, der aus insgesamt 535 Texten besteht. All diese Werke flossen zwar in die Auswertung der Diskurse ein, können jedoch aufgrund der Menge nicht ausnahmslos in dieser Arbeit besprochen werden. Deshalb werden die Diskurse anhand weniger repräsentativer Texte vorgestellt, die den zu erläuternden Aspekt in besonderem Maße hervorheben. Die Analyse der literarischen Quelle gestaltet sich allerdings problematisch. Denn die Veröffentlichung der Kriegsliteratur erfolgte oftmals ohne Angabe eines Verfassers oder lediglich unter Angabe von Initialen oder Pseudonymen. Deshalb ist eine vollständige Quellenangabe nicht bei allen Werken möglich, obwohl die Zeitungsausgaben als digitalisierte Originalausgaben vorlagen. In solchen Fällen werden die Autoren als anonym beziehungsweise „Anon.“ bezeichnet oder es werden die angegebenen Initialen als Verfasser aufgeführt. Auch die Angabe von Seitenzahlen ist bei Texten aus bestimmten Zeitschriften nicht

10 Vgl. Gustav Frank/Madleen Podewski/Stefan Scherer: Kultur – Zeit – Schrift. Literatur und Kulturzeitschriften als „kleine Archive“. In: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur 34 (2009), H. 2, S. 1-45, S. 2.

möglich, da sie bei den jeweiligen Digitalisierungsprojekten nicht mit angegeben wurden.

Ein Großteil der im Rahmen der Recherchen vorgefundenen Texte stammt aus dem *Berliner Tageblatt*. Dieses erschien zweimal täglich und bildete mit einer Auflage von bis zu 245.000 Ausgaben in Kriegzeiten eine der führenden Tageszeitungen im Deutschen.¹¹ Die größte untersuchte Zeitschrift bildet der *Simplicissimus*, welche „die bis heute prominenteste deutsche politisch-satirische Wochenschrift“¹² darstellt. Sie vollführte allerdings nach Ausbruch des Ersten Weltkrieges einen politischen Richtungswechsel, da es „in diesen Tagen der deutschen Erhebung eine Kritik innerpolitischer Vorgänge selbstverständlich nicht mehr gibt“¹³, wie die Redaktion damals selbst verkündete. Bezüglich der Fronttexte bot die *Liller Kriegszeitung* die ergiebigste Quelle. Sie zählte zu den beliebtesten Frontzeitungen ihrer Zeit und wurde von professionellen Publizisten betreut. Ihre Auflage bestand im Durchschnitt aus 75.000 Exemplaren, wodurch sie nicht nur die prominenteste, sondern auch zugleich die größte Frontzeitung bildete.¹⁴

Die Werke der Kriegsliteratur aus diesen Zeitungen bilden ein Konglomerat aus den unterschiedlichsten Gattungen, welche zu Beginn dieser Arbeit kurz vorgestellt werden sollen. Ein besonderes Augenmerk liegt dabei darauf, warum spezielle Gattungen signifikant häufiger genutzt wurden als andere. Dabei werden sowohl die Vorteile für die Autoren als auch für die Medien berücksichtigt. Weiterhin wird es interessant sein zu beobachten, ob in einzelnen Gattungen besonders häufig bestimmte Diskurse auftreten, die sich in anderen Gattungen nicht nachweisen lassen.

Für die Analyse dieser Diskurse, welche den Hauptteil dieser Arbeit bildet, wird zunächst zwischen affirmativen und oppositionellen Texten unterschieden. Interessant wird hierbei sein, ob sich bei diesen Werken mit entgegengesetzten Intentionen die Diskurse überschnei-

11 Vgl. Bernhard Rosenberger: *Zeitungen als Kriegstreiber? Die Rolle der Presse im Vorfeld des Ersten Weltkriegs*, Köln 1998, S. 116.

12 Hans Zimmermann: Über die Zeitschrift. In: *Simplicissimus*, <http://www.simplicissimus.info/index.php?id=9>, Datum des Zugriffs: 09.01.2017.

13 Die Redaktion: An unsere Leser. In: *Simplicissimus* 19 (1914), S. 314.

14 Anne Lipp: *Meinungslenkung im Krieg. Kriegserfahrungen deutscher Soldaten und ihre Deutung 1914-1918*, Göttingen 2003, S. 42.

den und inwiefern die gleichen Motive dabei auf unterschiedliche Art inszeniert werden. Zudem werden die Diskurse der Frontliteratur ebenfalls gesondert betrachtet, da die unmittelbar dem Kriegsgeschehen ausgesetzten Soldaten einen anderen Zugang zum Krieg hatten und ihn deshalb auch auf unterschiedliche Weise darstellten. Auch hier soll dennoch bei gleichen Diskursen ein Vergleich zur Nutzung in der Heimatliteratur erfolgen.

In einem abschließenden Kapitel soll noch einmal auf die Funktion der Kriegsliteratur eingegangen werden. Denn die Literatur im Ersten Weltkrieg war nicht nur bloßer Ausdruck von Gefühlen, sondern sie sollte abhängig vom Interessenten unterschiedliche Zwecke erfüllen. So verfolgten die Politik und die Medien mit der Publikation andere Ziele, als die Autoren, die die Kriegsliteratur verfassten.

Als methodischen Zugang zum Thema der Kriegsliteratur des Ersten Weltkriegs bietet sich der von Stephen Greenblatt geprägte New Historicism an. Diese interdisziplinäre Methode orientiert sich an Foucaults Diskursanalyse, der zufolge Diskurse die verbindenden Elemente zwischen einzelnen Texten bilden, wodurch dieser in ein Gesamtgefüge eingeordnet werden kann.¹⁵ Auch im New Historicism wird der Text nicht isoliert gesehen, sondern als ein Teil eines kulturellen Gesamtbildes, welches durch die Zusammenfügung einzelner Diskurse entsteht. Die Aufgabe dieser Methode besteht darin, die einzelnen Diskurse, die die Literatur einer Epoche prägen, aufzufinden und nachzuweisen. Mit Hilfe des New Historicism ist es daher möglich, die bestimmenden Motive der Kriegsliteratur von 1914 herauszufinden und die Texte entsprechend in eine übergeordnete Gesamtstruktur einzuordnen. Dabei ist es wichtig, neben der kanonischen Literatur auch andere, dilettantische Werke aus der gleichen Zeit in die Analyse mit einzubeziehen, weshalb in dieser Arbeit sämtliche Literatur, die aufgefunden wurde, für die Auswertung der Diskurse berücksichtigt wird. Denn „gerade die Beschäftigung mit einem nicht kanonisierten, durch keine Agenturen der historischen Selektion gefilterten Textkorpus vermag zu zeigen, wie sehr die literarische Produktion eines Zeitraums von ihren politischen, gesellschaftlichen und kulturellen Koordinaten

15 Vgl. Moritz Baßler: Einleitung. In: New Historicism, hg. von Moritz Baßler, 2. Aufl., Tübingen/Basel 2001, S. 7-28, S. 14.

geprägt ist – und inwiefern sie prägend wirken sollte.“¹⁶ Die dadurch entstandene Fülle an Material wird durch die Einordnung in Strukturen systematisiert, die sich aus der Analyse der einzelnen Diskurse aus den Texten heraus ergeben. Zugleich versucht die Arbeit mit dieser Untersuchung eine Lücke in der Forschung zur deutschen Literatur aus dem Ersten Weltkrieg zu schließen, da sich diese entweder auf kanonische Literatur, einzelne Gattungen, wie zum Beispiel die Frontliteratur, oder auf einzelne Zeitschriften beziehen. Eine übergreifende Analyse steht jedoch in der gegenwärtigen Literaturwissenschaft noch aus. Dennoch bietet die aktuelle Forschungsliteratur wertvolle Ergänzungen zu der vorliegenden Untersuchung, sodass ihre Erkenntnisse für die Bewertung der Ergebnisse dieser Arbeit genutzt werden sollen. Dabei wird sowohl auf nationale als auch auf internationale Forschungsliteratur zurückgegriffen, um auch die Bewertung der deutschen Kriegsliteratur aus einem anderen Blickwinkel in die Analyse der literarischen Darstellung einfließen zu lassen.

Ergänzend zur Methode des New Historicism wird auch der Ansatz der Zeitschriftenforschung verfolgt, nach dem der Text ebenfalls nicht als isoliertes Element angesehen wird, sondern im Kontext zu anderen Texten, die sich um ihn herum im gleichen Publikationsort befinden.¹⁷ Dies wird besonders wichtig sein, wenn es darum geht, die wahre Intention eines Werks herauszufinden, da vor allem oppositionelle Autoren ihre Kritik verschleierten. Gleichzeitig werden durch diesen Forschungsansatz weitere Funktionen der Kriegsliteratur ersichtlich, worauf genauer im abschließenden Kapitel der Arbeit eingegangen wird.

Unter Verwendung dieser vorgestellten Methoden soll nun im Folgenden die Kriegsliteratur aus den Zeitungen und Zeitschriften von 1914 analysiert werden. Obwohl ein solches Projekt keinen Anspruch auf Vollständigkeit erheben kann, da selbst zeitgenössische Versuche einer vollständigen Katalogisierung der Kriegsliteratur aufgrund der

16 Eberhard Sauermann: Der Schützengraben in der Lyrik des 20. Jahrhunderts und in der Realität des Kriegs. In: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur 30 (2005), H. 2, S. 62-103, S. 74.

17 Vgl. Frank/Podewski/Scherer: Kultur – Zeit – Schrift 2009, S. 13.

enormen Menge scheiterten¹⁸, wurde versucht, die Untersuchung durch die Berücksichtigung möglichst unterschiedlicher Quellen so repräsentativ wie möglich zu gestalten. So wird sich zeigen, ob die zeitgenössische Aussage „Ganz Deutschland ruft Hurra“¹⁹ tatsächlich zutrifft, oder ob es nicht schon zu Beginn eine literarische Opposition gab und mit welchen Diskursen die Autoren ihre Ansichten vermittelten.

18 Vgl. Thomas F. Schneider: Zur deutschen Kriegsliteratur im Ersten Weltkrieg. In: Kriegserlebnis und Legendenbildung: das Bild des „modernen“ Krieges in Literatur, Theater, Photographie und Film, Bd. 1: Vor dem Ersten Weltkrieg; der Erste Weltkrieg, hg. von Thomas F. Schneider, Osnabrück 1999, S. 101-114, S. 105.

19 Theodor Birt: Germania auf dem Niederwald. In: Oberhessische Zeitung, 22.08.1914.

2. Die Gattungen der Kriegsliteratur

Die Literatur nahm schnell einen festen Platz in den Zeitungen des Ersten Weltkriegs ein. Oftmals wurde sogar eine eigene Rubrik eingerichtet, in der in jeder Ausgabe ausschließlich Kriegsliteratur publiziert wurde.²⁰ Für ihre Texte nutzten die Autoren die unterschiedlichsten Gattungen, welche nun kurz vorgestellt werden sollen. Zudem soll erläutert werden, warum sich genau diese Gattungen besonders für die Publikation von Kriegsliteratur eignete.

Die beliebteste Gattung der „Literaturoffensive“²¹, die mit dem Beginn der Mobilmachung im Deutschen Reich einherging, war die Lyrik. Eine von der Forschungsliteratur gern zitierte Schätzung des Zeitgenossen Julius Bab geht von rund 50.000 Gedichten aus, die im August 1914 pro Tag entstanden und zu rund 450 Anthologien alleine im ersten Kriegsjahr führten.²² Diese enorme Beliebtheit von Gedichten spiegelt sich auch in den untersuchten Quellen dieser Arbeit wider, die zu rund drei Vierteln aus lyrischen Texten bestehen.²³ Dies hatte vor allem pragmatische Gründe. Gedichte konnten im Vergleich zu epischen Texten schneller geschrieben werden. Dies zeigt sich oftmals auch an ihrer simplen Struktur.²⁴ Gerade bei der an der Front entstandenen Lyrik war es ein enormer Vorteil, ohne großen Zeitaufwand Literatur verfassen zu können, da die weitere Lebenserwartung der Autoren äußerst ungewiss war und die Fertigstellung größerer Projekte

20 Vgl. Fries: Die große Katharsis 1995, Bd. 2, S. 22.

21 Peter Schnyder: Erlösung von der Medialität? „Held“ und „neuer Mensch“ in der Kriegsrhetorik von Simmel und Sombart. In: Der Held im Schützengraben. Führer, Massen und Medientechnik im Ersten Weltkrieg, hg. von Karl Wagner, Stephan Baumgartner und Michael Gamper, Zürich 2014, S. 29-50, S. 33.

22 Vgl. Geert Buelens: Europas Dichter und der Erste Weltkrieg. Berlin 2014, S. 70f.

23 Unter den insgesamt 535 aufgefundenen Texten sind insgesamt 416 Gedichte.

24 Vgl. Fries: Die große Katharsis 1995, Bd. 2, S. 19.

nicht garantiert werden konnte.²⁵ Durch die Möglichkeit des schnellen Verfassens waren Gedichte zudem dazu in der Lage, beinahe sofort auf aktuelle politische Ereignisse zu reagieren, was sie auch als Propagandamittel äußerst wertvoll machte.²⁶ Durch ihren meist geringen Umfang passten sie außerdem in Zeitungen, wodurch sie zugleich schnell verbreitet werden konnten. Von diesem Vorteil wurde reichlich Gebrauch gemacht, wenn man die Gedichte im Gesamtkontext der Zeitungen betrachtet. Es ist keine Seltenheit, wenn Gedichte auf tagesaktuelle Meldungen der Zeitung Bezug nehmen, was dafür spricht, dass die Lyrik oftmals sehr schnell geschrieben wurde, worunter allerdings mitunter die Qualität litt. Ein Beispiel ist das Ultimatum Japans an Deutschland, über das in der *Berliner Volks-Zeitung* zum ersten Mal am 19. August 1914 berichtet wurde. Bereits in derselben Ausgabe findet sich das Gedicht „Dem Japaner ins Stammbuch“²⁷, welches sich mit der kommenden Auseinandersetzung mit Japan befasst. Die Aktualität wird somit mit einem Blick auf die anderen Artikel aus der Zeitung deutlich.

Neben den organisatorischen Gründen gibt es auch kulturelle Aspekte, die die Flut der Gedichte erklären. Denn „in Kulturen wie der europäischen vor hundert Jahren, wo die Lyrik einen zentralen Platz im Schulunterricht einnahm und die Zeitungen zu besonderen Anlässen auch an prominenter Stelle Gedichte abdruckten, war es nicht so befremdlich, dass die Menschen massenweise begannen, Gedichte zu schreiben, als der Krieg ausbrach.“²⁸ Damit steht die Flut an Lyrik in einer historischen Tradition. Auch inhaltlich bot das Gedicht ein hervorragendes Medium, da die Autoren eine Gattung benötigten, in der sie ihre meist überschwänglichen Empfindungen in einen literarischen Rahmen bringen konnten, wofür sich traditionell die Lyrik als „besonders geeignete[s] Ausdrucksmittel für pathetische Empfindungen und

25 Vgl. Georg Philipp Rehage: „Wo sind Worte für das Erleben“: Die lyrische Darstellung des Ersten Weltkriegs in der französischen und deutschen Avantgarde, Heidelberg 2003, S. 28.

26 Vgl. Sauer mann: Der Schützengraben in der Lyrik des 20. Jahrhunderts und in der Realität des Kriegs 2005, S. 77.

27 Victor Band: Dem Japaner ins Stammbuch. In: *Berliner Volks-Zeitung*, Nr. 393 (19.08.1914), S. 2.

28 Buelens: Europas Dichter und der Erste Weltkrieg 2014, S. 71.

für nationale Appelle²⁹ anbietet. Dabei stand vor allem der Inhalt der Gedichte im Fokus, weshalb die Form meist, wohl auch aufgrund der schnellen Entstehungszeit, äußerst simpel gehalten war. Freie Rhythmen und ein einfaches Reimschema, zumeist Paarreime, prägten die Gedichte hauptsächlich der Hobbydichter.

Eine beliebte Untergattung des Gedichts war das Sonett, welches sich als traditionelle Gedichtform mit gelockertem Metrum im 20. Jahrhundert bewähren konnte.³⁰ Vor allem die Künstlerzeitschrift *Simplicissimus* sowie die Zeitschrift *Hessenland* veröffentlichten Gedichte in dieser Form. Besonders beliebt war auch die Form des Liedes als lyrische Form. In diesem Medium liegt ein enormer Vorteil der Lyrik gegenüber der Epik, da sich ein mit musikalischem Rhythmus unterlegter Text beim Rezipienten besser einprägt.³¹ Dies kann bei der Verbreitung von Propagandafloskeln eine durchaus wirksame Methode darstellen. Etablierte Autoren, wie zum Beispiel Paul Zech, setzten dagegen eher auf die Form der Ballade, die bereits vor dem Ersten Weltkrieg als Gegenform der damaligen literarischen Moderne an Beliebtheit gewann.³² Obwohl Balladen durchaus auch als gattungsübergreifendes Genre angesehen werden können, so sind die im Rahmen dieser Arbeit vorgefundenen Balladen als lyrisch anzusehen, die als gemeinsames Merkmal die Unterteilung in Strophen sowie die Verwendung von Reimen aufweisen. In diesem Kontext „erweist sich [die Ballade] als ein geeignetes Medium, wichtige Ereignisse und Persönlichkeiten des Krieges, Schlachten, Siege und Helden im historisch tradierten Modell des Genres für das patriotische Bewußtsein und dessen heroisch verklärten Erlebnishorizont verfügbar zu machen“³³, ohne dabei an Pathos zu verlieren.

Die Epik spielte unmittelbar nach dem Ausbruch des Krieges eine untergeordnete Rolle in der Kriegsliteratur. Die meisten umfangreichen Werke entstanden erst gegen Ende des Ersten Weltkriegs.³⁴ Doch

29 Fries: Die große Katharsis 1995, Bd. 2, S. 18.

30 Dieter Burdorf: Einführung in die Gedichtanalyse, 2. Aufl., Stuttgart/München 1997, S. 119.

31 Ebd., S. 23.

32 Vgl. Fries: Die große Katharsis 1995, Bd. 2, S. 19f.

33 Hermann Konnte: Der Krieg in der Lyrik des Expressionismus. Studien zur Evolution eines literarischen Themas, Bonn 1981, S. 134.

34 Vgl. Rehage: „Wo sind Worte für das Erleben“ 2003, S. 28.

bereits ab Ende August erschienen die ersten Novellen in den Zeitschriften, die sich mit dem Krieg als Thema auseinandersetzten. Die Gattung war bereits vor dem Krieg in Zeitungen weit verbreitet und diente vor allem zu Unterhaltungszwecken.³⁵ Auch hier bietet die Kürze der Gattung einen entscheidenden Vorteil, was sowohl die Entstehungs- als auch die Verbreitungsumstände betrifft. Dies dürfte einer der Gründe sein, warum die Novelle den größten Teil der epischen Texte in den Zeitungen zu Beginn des Krieges ausmachen.³⁶ Während der Inhalt von Gedichten aus den unterschiedlichsten Themen besteht, erzählen die Novellen meist Erlebnisse von der Front, oftmals aus der Sicht des erlebenden Ichs, sodass ein für den Leser unmittelbarer Eindruck der Geschehnisse entsteht. Dies dürfte einen weiteren Grund für die Beliebtheit solcher Texte bilden.

Ein weiteres, bei Lesern besonders beliebtes episches Genre, war das des Briefes, genauer des Feldpostbriefes. Laut einer Schätzung von Wolfgang Natter übertrifft die Anzahl der publizierten Feldpostbriefe noch diejenige der Gedichte, wobei er keine Zahlen nennt.³⁷ Die Feldpostbriefe boten eine Verbindung von Heimat und Front und informierten über die Geschehnisse im Krieg, wodurch sie neben der offiziellen Kriegsberichterstattung zu einer der wichtigsten Informationsquellen für die Daheimgebliebenen wurden.³⁸ Dabei lieferten die Feldpostbriefe zumeist keine realen Kriegsabbildungen, sondern „zeichnen sich durch rhetorische Deutungsprinzipien aus“³⁹, weshalb sie im Rahmen dieser Arbeit als literarische Gattung angesehen werden. Soldaten wurden sogar speziell dazu angeregt, Feldpostbriefe zu schreiben und sie an Zeitungen zwecks Veröffentlichung zu schicken. So entstanden ganze Sammlungen dieser Briefe, die vermarktet wurden, was das gro-

35 Vgl. Jürgen H. Petersen: Textinterpretation. In: Jürgen H. Petersen / Martina Wagner-Egelhaaf: Einführung in die neuere deutsche Literaturwissenschaft. Ein Arbeitsbuch, 8. Aufl., Berlin 2009, S. 66.

36 Von den insgesamt 96 aufgefundenen epischen Texten fallen 58 unter die Gattung der Novelle.

37 Vgl. Wolfgang G. Natter: Literature at War, 1914-1940. Representing the "Time of Greatness" in Germany. New Haven and London, 1999, S. 78.

38 Vgl. ebd., S. 79.

39 Sauermann: Der Schützengraben in der Lyrik des 20. Jahrhunderts und in der Realität des Krieges 2005, S. 64.

ße Interesse an dieser Gattung verdeutlicht.⁴⁰ Besonders die Vorstellung der Einheit von Autor und Erzähler wirkte hierbei reizvoll auf den Leser, da die beschriebenen Ereignisse viel unmittelbarer auf den Rezipienten einwirkten und gleichsam authentischer wirkten.⁴¹ Viele Schriftsteller und Gelehrte nutzten Zeitungen ebenfalls, um ihre Gedanken über den Krieg in kurzen Aufsätzen darzulegen. Dazu gehörten unter anderem auch prominente Vertreter wie Thomas Mann oder Hermann Bahr, die vor allem im *Berliner Tageblatt* veröffentlichten. Weitere epische Gattungen, die jedoch nur vereinzelt genutzt wurden, waren unter anderem Gebete, Märchen, Fabeln sowie Witze.

40 Vgl. Natter: Literature at War 1999, S. 83.

41 Vgl. ebd., S. 85.

3. Topik der kriegsaffirmativen Literatur

3.1. Der nationale Diskurs – Die Ideen von 1914

Der Erste Weltkrieg gilt heutzutage als „der erste große Krieg, in dem neben dem Stand von Technik und Ökonomie auch die ideologische Propaganda nach innen (Durchhaltevermögen in der eigenen Bevölkerung) wie nach außen (Beeinflussung des neutralen Auslands) eine ganz entscheidende Rolle spielte.“⁴² Die Nationen der Entente hatten dies schnell erkannt und den Krieg zu einem Feldzug gegen den preußischen Militarismus und einer Zivilisierung des deutschen Volkes erklärt. Die Deutschen wurden innerhalb dieser Propaganda als Barbaren dargestellt, weshalb ein kulturelles Sendungsbewusstsein leicht zu rechtfertigen und der Sinn des Krieges klar zu erkennen war.⁴³ In Deutschland fehlte zu Beginn des Konflikts jedoch eine kulturelle Legitimation und konkrete Sinngebung des Krieges, weshalb vor allem Schriftsteller und Gelehrte sich in der Pflicht sahen, gewissermaßen ein kulturelles Gegenprogramm zur Propaganda der Entente zu erschaffen. Dieses Programm bestand in den sogenannten „Ideen von 1914“. Die Ideen von 1914 wurden als Ausdruck einer deutschen Kulturrevolution gesehen, die bewusst der Französischen Revolution von 1789 entgegengesetzt wurde, um ihre geschichtliche Bedeutung zu verdeutlichen. Unter anderem Thomas Mann trieb diese Gegenüberstellung voran, indem er die Gegensätze zwischen der westlichen Zivilisation, vertreten durch Frankreich und England, sowie der deutschen Kultur hervorhob.⁴⁴ Dies wirkte sich auch maßgeblich auf den Inhalt der Ideen von 1914 aus, den man antithetisch dem der „Ideen von

42 Helmut Fries: Die große Katharsis. Der Erste Weltkrieg in der Sicht deutscher Dichter und Gelehrter. Bd. 1: Ursprünge - Denkweisen - Auflösung. Konstanz 1994, S. 207.

43 Vgl. ebd., S. 206.

44 Vgl. Herfried Münkler: Der Große Krieg. Die Welt 1914 bis 1918. Berlin 2013, S. 261.

1789“⁴⁵ entgegensetzte. Dadurch äußerte er sich vor allem durch „Elemente der Lebensphilosophie, Zivilisationskritik, Kapitalismusfeindschaft, des atavistischen Autoritarismus“⁴⁶ sowie einem überhöhten Selbstbewusstsein des deutschen Wesens. Somit können die Ideen von 1914 ebenfalls als Versuch gewertet werden, die hauptsächlich vorherrschenden kulturphilosophischen Strömungen zu Beginn des Ersten Weltkriegs unter einem Begriff zu bündeln, wodurch sie zu einem „Konglomerat von verschiedenartigen, ideengeschichtlich keineswegs originären Ideologemen“⁴⁷ wurden, welches sich jedoch einer präzisen Definition entzieht. Inszeniert wurden die Ideen von 1914 durch ständige Wiederholung und „plakative Aneinanderreihung zusammenhangloser Zitate und ein ständig variierendes Spiel mit den Namen der wichtigsten Vertreter der deutschen Philosophie und Literatur seit dem 18. Jahrhundert.“⁴⁸ Dabei wurden die bestehenden Werke der Literatur sinnentfremdend und willkürlich interpretiert, damit sie als Beweis für die Überlegenheit der deutschen Kultur gegenüber der westlichen Zivilisation dienen konnten. Doch auch auf die zeitgenössischen Schriftsteller im Deutschen Reich hatten sie einen enormen Einfluss, weshalb sich die Grundelemente der Ideen von 1914 in einer Vielzahl von Schriftstücken wiederfinden lassen und vor allem die apologetische Kriegsliteratur dominieren. Die literarische Verarbeitung dieses Stoffes geschah entweder als passive Rezeption, „vorwiegend durch die Übernahme oder literarische Verarbeitung der populären Grundthesen vom Krieg“⁴⁹ oder aber als aktiver Versuch der Mitgestaltung bei den Ideen von 1914. In den folgenden Kapiteln sollen nun die vorherrschenden inhaltlichen Elemente dieser Ideen aufgeführt und ihre Diskurse an exemplarischen Texten nachgezeichnet werden.

45 Konnte: Der Krieg in der Lyrik des Expressionismus 1981, S. 99.

46 Konnte: Der Krieg in der Lyrik des Expressionismus 1981, S. 95.

47 Vera Grötzinger: Der Erste Weltkrieg im Widerhall des „Zeit-Echo“ (1914-1917). Zum Wandel im Selbstverständnis einer künstlerisch-politischen Literaturzeitschrift, Bern 1994, S. 156.

48 Konnte: Der Krieg in der Lyrik des Expressionismus 1981, S. 101.

49 Ebd., S. 96.

3.1.1. Die Erschaffung einer Volkseinheit

Das Motiv der Einheit und die oft damit postulierte Verbrüderung innerhalb des deutschen Volkes war eines der hauptsächlichen Motive der Ideen von 1914. Dieses Motiv hatte seinen Ursprung im sogenannten „Burgfrieden“⁵⁰. Damit wurde der politische Schulterschluss zwischen der Regierung, den Gewerkschaften und der SPD genannt, der sich vor allem in der Bewilligung der Kriegskredite am 4. August 1914 durch die SPD ausdrückte. Diese Bewilligung überraschte die Bevölkerung insofern, da die Sozialdemokraten noch bis zum 28. Juli 1914 öffentlich gegen den drohenden Krieg demonstriert hatten.⁵¹ Gerade deshalb aber sah man darin den „Beweis, daß durch den Krieg mit einem Mal eine neue, wunderbare Einheit der Nation entstanden sei.“⁵² Auch in der Literatur schlug sich diese Überzeugung einer neuen Volkseinheit nieder. So heißt es in Julius Steinbergs Gedicht „Das deutsche Volk steht auf“ vom 03. September 1914 im Angesicht des Krieges mit den damit verbundenen Opfern:

Ihr Blut macht uns vergessen,
Daß Deutsche einst getrennt;
Parteien sind versunken;
Nur e i n e Flamme brennt.
Um alle Seelen windet
Sich nur ein einzig Band,
E i n Denken, Tun und Trachten:
Das deutsche Vaterland!⁵³

Die vom Autor vorgenommene Hervorhebung der Worte „eine“ und „Ein“ betont noch einmal im besonderen Maße den Wert der Einheit des Volkes. Zweifellos war die Fülle an Proklamationen einer neuen Einheit des Volkes ebenfalls eine Reaktion auf den bekannten Ausspruch von Wilhelm II.: „Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur

50 Sabine Schulze/Leonie Beiersdorf/Dennis Conrad (Hg.): Krieg & Propaganda 14/18, Hamburg 2014, S. 58.

51 Münkler: Der Große Krieg 2013, S. 230.

52 Fries: Die große Katharsis 1995, Bd. 1, S. 158.

53 Julius Steinberg: Das deutsche Volk steht auf. In: Bonner Zeitung, Nr. 242 (03.09.1914), S. 2.

noch Deutsche“⁵⁴. Damit wurde der Krieg zur „günstigen Gelegenheit, soziale Spannungen erfolgreich zu harmonisieren“⁵⁵, weshalb „die Feier der Volkseinheit das wichtigste und wirksamste Grundelement“⁵⁶ der Propaganda im Zusammenhang mit den Ideen von 1914 bildete. Gleichzeitig erfüllte der Ausruf der Verbrüderung auch den tief verwurzelten Wunsch der Bevölkerung nach einer „Wiedergewinnung nationaler Einigkeit“⁵⁷. Dieses Bedürfnis war der tiefen Zersplitterung der Gesellschaft im Deutschen Reich vor Ausbruch des Ersten Weltkriegs geschuldet. Nicht nur politisch war das Land durch die Konkurrenz zwischen der konservativen Regierung und den immer stärker werdenden Sozialdemokraten zerstritten, auch religiös bildete Deutschland aufgrund des Machtkampfes zwischen der katholischen und der evangelischen Kirche keine Gemeinschaft mehr.⁵⁸ Lola Landau vergleicht dies in ihrem Aufsatz „Der neue Geist“, der am 17. August 1914 im *Berliner Tageblatt* erschien, mit einem Land, „zerspalten in getrennte Stromgebiete“, von denen die „einzelnen Flüsse [...] in die Binnenseen ihrer Sonderinteressen [liefen]“⁵⁹. Nun sind die Menschen aber durch den Krieg

wieder unter das Banner einer Idee gestellt worden, die höher steht als das Geschick des Einzelnen [...]. Das Erlebnis ist ungeheuerlich. Millionen Wesen einen denselben Wunsch, spannen sich an zu demselben Willen. Hier ist nicht nur eine Armee von Kriegeren, nein, ein ganzes Volk mit Frauen, Kindern und Greisen, Zukunftstragenden und Vergangenheitsbewahrenden, die zusammenstehen, Schulter an Schulter wie ein Heer. Das Recht der vielbesprochenen Individualität, was gilt es nun?⁶⁰

Hier erfolgt gleichermaßen der Wunsch nach Einheit mit der Ablehnung der Individualität, die als Feind der Einheit dargestellt wird. Ebenso wird hier formuliert, dass sich die Einheit auf das gesamte Volk erstreckt, nicht nur auf den männlichen oder an der Front kämpfenden

54 Entnommen aus der Thronrede von Wilhelm II. am 04.08.1914. Zitiert nach: Fries: Die große Katharsis 1995, Bd. 1, S. 157.

55 Konnte: Der Krieg in der Lyrik des Expressionismus 1981, S. 97.

56 Ebd., S. 97.

57 Fries: Die große Katharsis 1995, Bd. 1, S. 157.

58 Vgl. ebd., S. 160.

59 Lola Landau: Der neue Geist. In: Berliner Tageblatt und Handels-Zeitung, Nr. 414 (17.08.1914), S. 6.

60 Ebd.

Teil. Vor allem für Frauen war die Idee einer Volksgemeinschaft sehr reizvoll, weil sie rechtlich nicht mit den männlichen Bürgern gleichgestellt waren, sich mit der Proklamierung einer gleichgestellten Gesellschaft jedoch in Reichweite von tatsächlicher Gleichberechtigung wähten.⁶¹ Auch für andere politisch benachteiligten Bevölkerungsgruppen besaß dieser Gedanke großen Anreiz, was wiederum ein Faktor für den Erfolg dieser „Idee“ von 1914 ist.

Mit der Ausweitung des gesamten Krieges auf alle Teile des Volkes, wie im oben vorgestellten Aufsatz dargestellt, werden zudem zwei weitere, wesentliche Funktionen erfüllt. Zum einen dient es der moralischen Stärkung des Soldaten, welcher sich nun im Feld nicht allein wähnt, sondern als Teil eines gesamten kämpfenden Volkes, was vor allem vom Zeitgenossen J. Meier in einer Abhandlung über Kriegsgedichte thematisiert wird.⁶² Zum anderen ermöglicht diese Ausweitung auf das ganze Volk, jeden Teil von ihm in den Krieg mit einzubeziehen. Somit wird die Formierung einer Volkseinheit zum primär politischen Interesse, da man dadurch die Bereitschaft zur Ausnutzung von Ressourcen aus allen Teilen der Bevölkerung bei derselben erhöht. Weiterhin dient die Idee einer Volksgemeinschaft der Förderung von Hilfsbereitschaft. Besitzt das Volk die Gewissheit, dass es die Leiden des Krieges als eine Einheit ertragen muss, steigt die Bereitschaft einander zu helfen und diese Leiden zu ertragen. Zu finden ist dieser Aufruf oder die Darstellung der Hilfsbereitschaft in vielen affirmativen Texten in Verbindung mit der Betonung einer Volkseinheit, exemplarisch seien hier die Verse von Max B. aus dem *Münchener Stadtanzeiger* vom 29.08.1914 genannt:

Zu Hilfe! Hier ist Hilfe not! – Die Herzen und die Säckel offen!
Die Wunden brennen blutig rot – laßt nicht umsonst auf Balsam hoffen!
Für arme Kinder, blaß und krank – o, füllt die kleinen Kinderhände!
Dem Weib, dem der Ernährer sank – o, reicht des Goldes Segensspende!
Noch sät Verderben Blei und Erz beim Schmettern der Trompetentöne, -

61 Silke Fehleemann: Building Home. The War Experience of German Woman Writers 1914-1918. In: Krieg und Literatur, Bd. 20: „Then Horror Came Into Her Eyes...“. Gender and the Wars, hg. von Claudia Glunz und Thomas F. Schneider, Osnabrück 2014, S. 69-95, S. 86.

62 Siehe dazu vor allem Konnte: Der Krieg in der Lyrik des Expressionismus 1981, S. 106.

Den Säckel auf und auf das Herz, für Eure Brüder, Deutschlands Söhne!⁶³

Die Hilfsbereitschaft spielt deshalb eine wichtige Rolle beim Aspekt der Volkseinheit, da sie die Versorgung der Hinterbliebenen erleichtert und damit für den Krieg essenzielle Ressourcen einspart. Gleichzeitig stärkt sie zusätzlich die Überzeugung einer kollektiven Kriegserfahrung innerhalb der Bevölkerung und ihren Durchhaltewillen.

3.1.2. Die Bedeutung des Opfers

Eine der Gründe, warum der Krieg von den meisten Schriftstellern so euphorisch begrüßt worden war, war der Glaube daran, dass der Krieg heroische Tugenden im Menschen fördern würde. Dazu gehörte auch die Opferbereitschaft, die ein weiteres zentrales Motiv der Ideen von 1914 bildet.⁶⁴ Sie wurde vor allem von Schriftstellern immer wieder hervorgehoben und lässt sich daher häufig in der kriegsapologetischen Literatur wiederfinden.⁶⁵ Dies lag daran, dass man in der Bereitschaft zum Opfer das „Ende aller privaten, selbstsüchtigen Interessen“⁶⁶ sah. Gerade der Egoismus vor allem von in der Stadt lebenden Menschen war ein Vorwurf, der im allgemeinen Kulturpessimismus im Deutschen Reich vor Beginn des Krieges immer wieder aufkam.⁶⁷ Thematisiert wird dies unter anderem in einem titellosen Gedicht aus dem *Münchener Stadtanzeiger*:

Nur jener ist ein ganzer Mann,
Der Not und Sorg' vergessen kann,
Der gern und wahr, mit Herz und Hand,
Tritt ein fürs teure Vaterland.
Zu Hause grad so wie im Feld
Kann er sich zeigen wie ein Held,
Wenn er die Selbstsucht niederringt,
Was auch das Schicksal immer bringt!
Wer bittere Tränen will jetzt stillen,

63 Max B.: An alle deutschen Herzen! In: *Münchener Stadtanzeiger*, Nr. 35 (29.08.1914), S. 1.

64 Vgl. Fries: *Die große Katharsis* 1995, Bd. 1, S. 175.

65 Vgl. Fries: *Die große Katharsis* 1995, Bd. 2, S. 73.

66 Ebd.

67 Fries: *Die große Katharsis* 1995, Bd. 1, S. 128.

Kann's nur mit Mut und Opferwillen.[...]»⁶⁸

In diesen Zeilen wird explizit derjenige gelobt, der seine eigenen Interessen in den Hintergrund stellt und sich für das Wohl der Gemeinschaft einsetzt. Eine derartige Aufopferung kann aus einem Mann einen Helden des Volkes machen, auch ohne Partizipation an direkten Kampfhandlungen.

Ein anderer Grund für die vorherrschende Euphorie bezüglich der propagierten Opferbereitschaft besteht in einem „mental Heroisierungsprozess [...], der im Sommer 1914 kulminierte. Die Vorstellung von Opfer und Ehre hatten eine bis dahin unvorstellbare Relevanz für den Zusammenhalt der Gesellschaft bekommen.“⁶⁹ Am Ende dieses Prozesses, an dem der Krieg stand, fanden die Menschen nun eine lang ersehnte Gelegenheit, diese aus ihrer Sicht heroische Tugend wieder aufleben zu lassen. Will man dies an der Literatur des Ersten Weltkriegs nachweisen, muss man jedoch auf die verschiedenen Bedeutungsebenen des Begriffs des „Opfers“ eingehen. Laut Herfried Münkler gibt es zwei verschiedene Interpretationsmöglichkeiten dieses Wortes: „die des passiven, schicksalhaften Zum-Opfer-Werdens, und die des Sich Opfern, des Mit-dem-Leben-Eintretens für andere, der um jeden Preis zu vollbringenden Tat.“⁷⁰ Die erste Bedeutungsebene lässt sich vor allem in der realistischen und oppositionellen Literatur finden, die im späteren Teil dieser Arbeit näher beleuchtet werden soll. Die zweite Bedeutungsebene, also die des Aufopfern zur Rettung von jemand anderem, ist gängiges Motiv der affirmativen Literatur und gleichzeitig dominierend gegenüber der ersten Ebene. Doch auch in der positiv konnotierten Bedeutung des Aufopfern gibt es unterschiedliche Akzente dieses Diskurses, die es zu beachten gilt. Einer dieser Akzente ist die freudenvolle Aufopferung für das Vaterland, bei der der Tod nicht nur hingenommen, sondern geradezu begrüßt wird. So heißt es in dem Gedicht „Deutsche Soldaten“ eines anonymen „Zeitungslers[s]“, welches zu Beginn des Krieges in der *Zeitung für das Dillthal* erschien: „Die Waffen scharf, das Auge auf!/So stürmen wir

68 H. Sch. : Nur jener ist ein ganzer Mann. In: Münchener Stadtanzeiger, Nr. 32 (08.08.1914), S. 1.

69 Münkler: Der Große Krieg 2013, S. 224.

70 Münkler: Der Große Krieg 2013, S. 225.

gen Feind./Gern nehmen wir den Tod in Kauf,/Obs Mütterlein auch weint.“⁷¹ Zunächst wird hier noch von einer abstrakten Möglichkeit des Todes geschrieben, welcher auch im Angesicht der Trauer von Nahestehenden gerne angenommen wird. Ferner heißt es konkreter:

Und wird es dunkel um uns her
In weiter blut'ger Rund
Ist wund die Brust, das Herz ist schwer,
Spricht zuckend noch der Mund:
Ich sterbe gern für Deutschlands Ehr [...] ⁷²

Nun ist bereits vom stattfindenden Tod des lyrischen Ichs die Rede, doch auch dieser wird gerne für die Ehre Deutschlands in Kauf genommen. Eine Rolle dabei könnte jedoch das Entstehungsdatum des Gedichtes spielen, welches noch zu Beginn des Krieges publiziert wurde. Spätere Gedichte, die mitunter zum Anlass des Totensonntags im November erschienen, banden auch den Aspekt der Trauer und der Not in das Motiv des Opfern mit ein. Die Opfer selbst haben allerdings noch immer eine sakrifizielle, also für andere aufopfernde, Bedeutung. So zum Beispiel beim Gedicht „Tag der Toten“ von Gustav Fa, welches im *Berliner Tageblatt* erschien. Dort heißt es:

Die Not der Zeit, die Toten mehrte,
Daß ihre Leichen hügelhaft getürmt,
Sie war es auch, die sie das Sterben lehrte,
Daß sie wie Helden in die Schlacht gestürmt.
Sie sanken blutend in den Sand
Und jauchzten: Vaterland! ⁷³

Hier werden zwar das Leid und die Not thematisiert, die überhaupt erst zu den Opfern führen, gleichwohl werden sie trotzdem noch als Helden stilisiert. Diese Heldenstilisierung und ihre immer wiederkehrende Wiederkehr als Motiv in der Literatur waren es gerade, die die Opferbereitschaft des Volkes fördern sollten und waren damit elementar mit dem Aspekt des Aufopfern verbunden.

Ein anderes Gedicht, welches zum Anlass des Totensonntags erschien, widmet sich der ersten Bedeutungsebene des Wortes Opfer,

71 Anon.: Deutsche Soldaten. In: Zeitung für das Dillthal, 20.08.1914.

72 Ebd.

73 Gustav Fa: Tag der Toten. In: Berliner Tageblatt und Handels-Zeitung, Nr. 594 (22.11.1914), S. 2.

welches Herfried Münkler als die „viktime“⁷⁴ Bedeutung bezeichnet. Obgleich das Wort damit eine negative Konnotation trägt, wird es doch zur Motivation angeführt, gewissermaßen als eine Trotzreaktion. So wird darauf hingewiesen, dass die Opfer notwendig und nicht vergänglich seien, wenn es heißt: „Aus Tausender Blut, aus Tausender Leid,/Von neuem das dorrende Herz zu erheben,/Wächst die kommende, die stahlblanke Zeit.“⁷⁵ In diesem Text sind die Opfer Grundlage für eine glorreiche Zukunft des Deutschen Reiches und bekommen damit ebenfalls einen Sinn zugesprochen, der wiederum die Soldaten ermutigen soll, für ihr Land einzutreten.

Welch hohen Stellenwert auch diese Bedeutung des Opfers besitzt, speziell im Dienst für das Vaterland, belegt eine Novelle aus dem *Berliner Tageblatt* von Hans Joachim Frh. v. Reitzenstein, in der die Begegnung zweier jungen Soldaten mit einem Verwundeten in der Heimat geschildert wird. Auf die Frage des einen jungen Soldaten, ob dies nicht ein ehemaliger Klassenkamerad des anderen sei, antwortet dieser voller Neid: „Mensch, hast du Worte! Der ist schon Unteroffizier - - und verwundet!“⁷⁶ Das Opfer des Krieges, hier durch den Verwundeten verdeutlicht, wird nicht bemitleidet, sondern sogar beneidet. Die Verwundung selbst weist ihn nicht als Opfer aus, sondern ist vielmehr ein Ehrenabzeichen. Auch bei Max Bernstein wird ein äußerliches Kennzeichen, durch das man als Opfer identifiziert werden kann, als Ehre angesehen. Bei ihm heißt es in seinem Gedicht „Aus der Zeit“: „Kein Königspurpur schimmert licht,/Wie solches dunkele Gewand,/Das mit ergeb'nem Schweigen spricht:/Ich leide für das Vaterland.“⁷⁷ So lässt sich also durchaus eine Umdeutung des Wortes Opfer feststellen, welches in der affirmativen Kriegsliteratur zumindest auf deutsche Soldaten bezogen eine durchweg positive Bedeutung besitzt. Ein Opfer des Krieges zu sein wird in den ersten Monaten des Ersten Weltkriegs nicht bemitleidet, sondern gar beneidet. Erst in der Aufopferung für das Vaterland erfüllen die Soldaten zeitgenössischer

74 Münkler: Der Große Krieg 2013, S. 225.

75 Julius Berstl: Verlustliste. In: *Berliner Tageblatt und Handels-Zeitung*, Nr. 596 (23.11.1914), S. 3.

76 Hans Joachim Frh. von Reitzenstein: Im Vorübergehen In: *Berliner Tageblatt und Handels-Zeitung*, Nr. 524 (15.10.1914), S. 2.

77 Max Bernstein: Aus der Zeit. In: *Berliner Volks-Zeitung*, Nr. 572 (24.11.1914), S. 3.

Literatur nach zu urteilen ihre Pflicht. Diese Annahme und ihre ständige Wiederholung in der affirmativen Literatur ermöglichte „die Transformation der *viktimen* Gesellschaft in eine *sakrifizielle* Gemeinschaft“⁷⁸, womit erneut eine Methode der Propaganda deutlich wird, die einerseits zur Steigerung des Durchhaltevermögens im Volk führen sollte und andererseits die Opferbereitschaft der Menschen an der Front sowie in der Heimat erhöhen wollte.

3.1.3. Das Symbol des Helden

Am 7. Dezember 1914, als der Krieg vor allem im Westen schon seit drei Monaten von Kämpfen in Schützengräben dominiert wurde und in massiven Verlusten für alle beteiligten Parteien resultierte, erschien im *Berliner Tageblatt* ein Aufsatz von Hermann Bahr mit dem Titel „Heldentum“. Dort heißt es: „Das Zeitalter schien alles eher als heroisch; wir hatten eigentlich gar nicht den Ehrgeiz, Helden zu sein. Vor einem halben Jahre hätten wir kaum geglaubt, daß es noch Helden gibt, und in Scharen. Es ist aber ein Heldentum, das sich vom antiken wie vom ritterlichen wesentlich unterscheidet. Nicht bloß durch die Menge: Leonidas tritt massenhaft auf, ein Tag enthält mehr Heldentum als alle punischen Kriege.“⁷⁹ Diese beinahe inflationäre Erscheinung von Helden und die damit verbundene Darstellung von Heldentum im Krieg ist ein Resultat zielgerichteter Propaganda und bildet das am häufigsten genutzte Motiv der affirmativen Kriegsliteratur. Dies diente vor allem dazu, Freiwillige zum Eintritt in die Armee zu bewegen. Wichtig hierfür war der Aspekt, dass jeder ein Held sein konnte, wenn er sich nur im richtigen Moment für seine Kameraden einsetzt. So wird es zum Beispiel in der Novelle „Die Quittung“ von Arnold Zweig geschildert. Diese ist Zeugnis der „chauvinistische[n] Kriegsgesänge“⁸⁰, welche der damals hochgradig euphorische Schriftsteller veröffentlicht, bevor auch er wie viele andere Literaten durch den tatsächlichen Kriegseinsatz ab 1915 zum Pazifisten wird. In der Novelle selbst

78 Münkler: Der Große Krieg 2013, S. 226.

79 Hermann Bahr: Heldentum 1914, S. 3.

80 Wilhelm von Sternburg: Arnold Zweig. Frankfurt/Main 1990, S. 82.

beschreibt Zweig eine Schlacht, in der eine Kompanie eine Stellung erobert, aber vom Nachschub abgeschnitten wird. Als ihr die Munition ausgeht, wird in den hinteren Reihen nach einem Freiwilligen gesucht, der durch gefährliches Sperrfeuer Nachschub an die heftig unter Beschuss stehenden Kameraden liefern soll. Es meldet sich ein Soldat, „welcher im Frieden zu den schlechtesten Soldaten des Bataillons [gehörte], mit dem sich Unteroffiziere und der ausbildende Leutnant vergeblich geschunden haben.“⁸¹ Er vollführt den Auftrag zum Erstaunen seiner Vorgesetzten und erhält das Eiserne Kreuz. Dass der Soldat über diese Verleihung eines Ordens verwundert ist, soll die Selbstverständlichkeit unterstreichen, mit denen deutsche Soldaten ihre propagierten Heldentaten vollbringen. Gerade solche Geschichten sollen den anderen Soldaten als Vorbild dienen.

Häufiger sind jedoch die literarischen Darstellungen, in denen ein neuer Heldentypus propagiert wird, der sich an das neue Kriegsbild anpasst. Die ritterliche Vorstellung vom Kampf Mann gegen Mann wurde obsolet, „denn die Maschinenschlacht ließ traditionelle Heldenmodelle untergehen und schuf neue: jene, die sich an und mit der Technik bewährten, als ‚Helden der Lüfte‘ oder ‚Wölfe der See‘.“⁸² Bei beiden waren die Kriegsschauplätze beziehungsweise die an ihr beteiligten Krieger überschaubar, sodass das Ideal vom Kampf Mann gegen Mann noch am ehesten aufrecht erhalten werden konnte. Im Feld aber drückte sich das Heldentum anders aus, wie im Gedicht „Der neue Ruhm“ von Bruno Frank beschrieben wird: „Wohl wir alle haben es gewußt/Heute gilt kein buntes Heldentum/Nicht mehr Brust an Brust/Mißt sich Ritterlust/Stiller, aber höher ward der Ruhm.“⁸³ Auch hier lässt sich wieder die Bescheidenheit und Selbstverständlichkeit wiederfinden, mit dem der Soldat seine heroischen Taten begeht, da es heißt „Stiller, aber höher ward der Ruhm“. Der Soldat prahlt nicht mit seinem Heldentum, er sieht es als Pflicht an. Auch bei Hermann Bahr liest man dies: „Die Helden selber schreiben anders; Sie haben einen großen Ton, der ein stiller ist.“⁸⁴ Pflichtbewusstsein und Bescheidenheit stehen damit aktiv dem „buntem Heldentum“ von Bruno Franks

81 Arnold Zweig: Die Quittung. In: *Simplicissimus* 19 (1914), S. 488.

82 Köppen: Das Entsetzen des Beobachters 2005, S. 230.

83 Frank, Bruno: Der neue Ruhm. In: *Simplicissimus* 19 (1914), S. 476.

84 Bahr: Heldentum 1914, S. 3.

Gedicht gegenüber. Auch sind es nicht mehr die Taten eines Einzelnen, die die Schlacht entscheiden, vielmehr wird der Heldenmut auf das Kollektiv übertragen. Hier tritt die bereits behandelte Idee einer neuen Volksgemeinschaft in den Vordergrund. Der Individualismus wird negiert, auch wenn er durch die Auszeichnung Einzelner mit Orden noch immer auftritt. Die Hervorhebung von Individuen geschieht jedoch höchst selten. Denn „da der Helden jetzt so viele sind, verschwindet der einzelne Held darin; er kann nicht darauf rechnen, bemerkt zu werden“⁸⁵. Deshalb kommen häufiger Texte vor, in denen das Heldentum aller gepriesen wird, wie zum Beispiel bei Otto Sommerstorffs Gedicht „Die deutsche Sturmflut“, in dem es heißt: „Zum Tode bereit, ein Heer, ein Held,/So sind sie jubelnd hinaus ins Feld,/Ins Feld der Ehre gezogen – [...]“⁸⁶. Hier tritt der Aspekt der Einheit in besonderem Maße auf, da alle Individuen zu einem Heer und einem Helden verschmelzen. Gerade die Annahme, dass alle Soldaten zu Helden im Feld werden, übte einen immensen Druck auf den Einzelnen aus, da sie sich als solcher beweisen mussten, auch wenn es das Leben kosten konnte. Auch hier wird ein Erfolg der Propaganda mit Hilfe der affirmativen Kriegsliteratur deutlich.

Solche Texte, wie die oben aufgeführten, passten das Bild des traditionellen Helden an den modernen Krieg an. Ein aktuelles Heldenbild war zwingend erforderlich, um den anfänglich enormen Strom an Kriegsfreiwilligen aufrecht zu erhalten. Alleine in den ersten Wochen des Krieges ist die Rede von 180.000 Freiwilligen, die in die Armee eintreten wollten.⁸⁷ Der militärischen Führung war es mit fortlaufender Kriegsdauer bewusst, dass der Krieg nur unter Einsatz enormer Menschenmassen gewonnen werden konnte, weshalb die Motivierung kriegstauglicher Männer von enormer Bedeutung war. Diese Motivierung begann jedoch schon lange vor Kriegsausbruch, indem der Krieg als Charakterschmiede für den Mann dargestellt und der Soldat als Idealbild eines Staatsbürgers entwickelt wird.⁸⁸ Man reagierte damit

85 Bahr: Heldentum 1914, S. 3.

86 Otto Sommerstorff: Die deutsche Sturmflut. In: Berliner Tageblatt und Handels-Zeitung, 27.9.1914

87 Vgl. Flemming/Ulrich: Heimatfront 2014, S. 34.

88 Vgl. Sauermann: Der Schützengraben in der Lyrik des 20. Jahrhunderts und in der Realität des Kriegs 2005, S. 68.

auf die angebliche Bedrohung der Männlichkeit, welche im Angesicht emanzipierter Frauen und der langsam auch öffentlich auftretenden Homosexualität zu verkümmern drohte.⁸⁹ Mit dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs sah man eine Möglichkeit, die enge Verbindung von Krieg und Männlichkeit weiter zu verstärken, weshalb er als Chance der „Re-Virilisierung besonders begrüßt“⁹⁰ wurde. Der Krieg solle die Männer in eine Welt jenseits der femininen Heimat führen, in der Tugenden wie Stärke und Disziplin gefordert werden und er seinen Mut unter Beweis stellen kann.⁹¹ In dieser Hoffnung liegt eine der Gründe der Beliebtheit von Kriegsliteratur, in denen der Mann als starker Held mit typisch männlichen Eigenschaften dargestellt wird. Der neue Held im Ersten Weltkrieg ist zwar kein Ritter mehr, der sich im Einzelkampf beweisen kann, aber er wird durch den Kampf im Schützengraben gestählt. Um diesen Heldentypus zu entsprechen und aus dem neu erschaffenen Bild der „soldatischen Männlichkeit nicht herauszufallen, musste man sich freiwillig melden, als tauglich eingestuft werden und an der Front bewähren.“⁹² Viele Kriegsfreiwillige traten auch deshalb in die Armee ein, weil sie Angst vor dem Spott hatten, der ihnen ansonsten zuteil werden würde.⁹³ Auch die Untauglichkeit wurde zu einem sozialen Stigma, aufgrund dessen man mitunter als „Staatskrüppel“⁹⁴ bezeichnet wurde. Somit gelang es vor allem durch die Verbreitung heroischer Literatur, eine starke Verbindung zwischen Krieg und Männlichkeit herzustellen, die den Soldaten als Idealbild des Mannes propagierte, der erst im Feld seine wahre Stärke entfalten kann, nachdem er sich freiwillig dorthin gemeldet hat.

89 Vgl. Monika Szczepaniak: Männer aus Stahl? Konstruktion und Krise der kriegerischen Männlichkeit im Kontext des Ersten Weltkriegs. In: Krieg und Literatur, Bd. 12: Information Warfare. Die Rolle der Medien (Literatur, Kunst, Photographie, Film, Fernsehen, Theater, Presse, Korrespondenz) bei der Kriegsdarstellung und –deutung, hg. von Claudia Glunz, Thomas F. Schneider und Artur Pelka, Osnabrück 2006, S. 158–170, S. 159.

90 Ebd., S. 160.

91 Vgl. ebd., S. 158.

92 Ebd., S. 163.

93 Vgl. Flemming/Ulrich: Heimatfront 2014, S. 33.

94 Anon.: Kriegserlebnisse eines Untauglichen. In: Bonner Zeitung, Nr. 323 (23.11.1914), S. 4.

3.1.4. Der aufgezwungene Krieg

Die Stilisierung des Krieges zu einem von außen aufgezwungenen Krieg, bei dem es um das Überleben des Deutschen Reiches ging, war essenziell für die deutsche Regierung. Nur damit konnte der bedingungslose Rückhalt in der Bevölkerung erreicht werden. Auch der „Burgfriede“ mit der SPD und der zuvor noch gegen den Krieg demonstrierenden Opposition, welcher als Schlüsselereignis um die deutsche Kriegseuphorie gilt⁹⁵, konnte nur wegen der Überzeugung einer deutschen Unschuld am Kriegsausbruch erreicht werden. Man ging in der breiten Bevölkerung davon aus, dass das Reich sich „gegen einen heimtückischen Überfall der Feinde zu verteidigen habe“⁹⁶. Dieser Gedanke wurde in der affirmativen Kriegsliteratur noch weiter gefördert. Der Krieg wird als Konsequenz einer langen, in heimtückischer Stille erfolgten Vorbereitung angesehen, während man dem Deutschen Reich gegenüber einen Frieden vorheuchelte. So heißt es im Gedicht „Deutscher Weltkrieg“ von Cäsar Flaischlen:

Sie haben seit Jahren uns umstellt
an allen Ecken und Kanten,
Verträge und Klauseln ausgeheckt
und einander Schmiere gestanden.

Feig, wie sie sind, vermeinten sie
uns heimlich niederzuknebeln
und bei der ersten Gelegenheit
einfach zusammenzusäbeln

Nicht einer hatte den traurigen Mut,
Offen das Schwert zu erheben [...] ⁹⁷

Der Krieg wird hier mit einem perfiden Plan zur Überrumpelung des Deutschen Reiches verglichen, in dem eine offene Auseinandersetzung aus Feigheit vermieden wird. Den bereits zitierten Strophen folgt der Aufruf zu den Waffen: „Dann aber, Michel, greif zum Schwert/so lang in Frieden gehütet“⁹⁸. Diese Reihenfolge lässt sich in den meisten Tex-

95 Vgl. Münkler: Der Große Krieg 2013, S. 231.

96 Fries: Die große Katharsis 1995, Bd. 1, S. 153.

97 Cäsar Flaischlen: Deutscher Weltkrieg. In: Coburger Zeitung, Nr. 199 (26.08.1914), S. 3.

98 Ebd.

ten finden, denn die propagierte Notwendigkeit der Verteidigung der Heimat gegen heimtückische Feinde soll für Freiwillige in der Armee sorgen und die Opferbereitschaft nicht nur der Soldaten, sondern auch der Heimat fördern. Dem deutschen Volk selbst, beziehungsweise der Regierung oder dem Kaiser, wird keine Schuld unterstellt. Die Kriegsschuldfrage ist dabei ein Thema, welches die Menschen bereits seit Beginn des Krieges beschäftigte. Dies stellt in der Geschichte ein Novum dar, da erstmals der Verlierer nach einem Krieg „strafrechtlich und materiell für den Kriegsbeginn, für die Kriegsverbrechen und die verursachten Schäden verantwortlich“⁹⁹ gemacht wurde. Damit wies man dem Deutschen Reich explizit die Schuld am Ersten Weltkrieg zu, wobei diese Schuldzuweisung noch lange Bestand hatte. Erst gegen Ende des 20. Jahrhunderts wurde die Kriegsschulddebatte wieder neu entfacht. Aktuell geht man in der Geschichtsforschung von einer Kollektivschuld der europäischen Großmächte aus, die das Deutsche Reich damit zumindest von der Hauptschuld entlastet.¹⁰⁰

Damals jedoch „wird kein Versuch unternommen, die Kriegsursachen auf realhistorischer Basis zu untersuchen und eine kritische Auseinandersetzung anzustreben“¹⁰¹. Vielmehr wurden die Phrasen der Regierung immer weiter verbreitet und durch die Literatur ständig wiederholt, sodass es schließlich „für die Zeitgenossen schlechthin unvorstellbar [war], daß die offiziellen Beteuerungen einer deutschen Unschuld an der Entstehung des neuen Krieges nicht der Wahrheit entsprechen könnten.“¹⁰² Hier lässt sich erkennen, dass affirmative Kriegsliteratur bei der Propaganda im Deutschen Reich eine entscheidende Rolle spielte und sich als äußerst effizient erwies. Ein literarisches Beispiel dieser Unschuldsbeteuerung Deutschlands bildet Fritz Herz' Gedicht „Feinde ringsum – Mag es sein!“, welches am 13.08.1914 auf der Titelseite des *Berliner Tageblatts* erschien. Allein dieser Publikationsort, der dafür sorgt, dass die Zeilen dem Leser als Erstes ins Au-

99 Werner Röhr: Hundert Jahre deutsche Kriegsschulddebatte. Vom Weißbuch 1914 zum heutigen Geschichtsrevisionismus, Hamburg 2015, S. 19.

100 Vgl. Annika Mombauer: Julikrise und Kriegsschuld – Thesen und Stand der Forschung. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte* 64 (2014), H. 16/17, S. 10-16, S. 13f.

101 Grötzinger: Der Erste Weltkrieg im Widerhall des „Zeit-Echo“ (1914-1917) 1994, S. 195.

102 Fries: Die große Katharsis 1995, Bd. 1, S. 154.

ge fallen, unterstreicht die Relevanz der Überzeugung einer deutschen Unschuld am Kriege. In seinem Gedicht heißt es nämlich über die Deutschen: „Wir wollten nichts als den Frieden allein.“¹⁰³ Die Stilisierung des deutschen Volkes als ein friedvolles Volk, das den Krieg noch abwenden wollte und in seiner Idylle von räuberischen Feinden gestört wird, ist ein gängiges Motiv, das die affirmativen Texte in den ersten Kriegsmonaten durchzieht. Immer wieder ist die Rede vom „Friedensvolk im Eisenkleid“¹⁰⁴, das vom „Haß und Neid“¹⁰⁵ seiner Feinde heimgesucht wird. Durch die Stilisierung des Krieges zu einem Verteidigungskrieg wird der Bevölkerung ebenso vermittelt, welchen Sinn der Krieg hat und wofür sie im Feld kämpfen, nämlich für den Schutz der Heimat, die als „Hort des Friedens“¹⁰⁶ um jeden Preis bewahrt werden muss. Die Überzeugung eines dem Vaterland aufgezwungenen Krieges dient weiterhin als Legitimierung aller Taten jenseits der deutschen Grenzen. Man war der Ansicht, dass es nur gerecht sei, die Feinde für ihr Verbrechen zu bestrafen und den „gerechten Sieg“¹⁰⁷ für die Heimat zu erringen. Dieser Sieg musste nach zeitgenössischer Meinung „Kompensationen für ihre Opfer“¹⁰⁸ beinhalten, welche vor allem in Grenzerweiterungen Deutschlands bestehen sollten.

3.1.5. Die Erschaffung von Feindbildern

Nachdem die innere Einheit des Reiches gesichert und die Zustimmung des Volkes zum Krieg garantiert war, folgte, was Patrick Bridgewater als „a violent propaganda campaign of national hatred“¹⁰⁹ bezeichnet. Dabei war die Frage nach dem Hauptfeind und seine Darstellungsweise wohl das am meisten kontrovers diskutierte Motiv inner-

103 Fritz Herz: Feinde ringsum – Mag es sein! In: Berliner Tageblatt und Handels-Zeitung. Wochen-Ausgabe, Nr. 33 (13.8.1914), S. 1.

104 Gustav Falke: An Deutschland. In: Berliner Tageblatt und Handels-Zeitung, Nr. 517 (11.10.1914), S. 9.

105 Ebd.

106 C.G.: Deutsches Lied. In: Coburger Zeitung, Nr. 263 (08.11.1914), S. 3.

107 H.Kuno: Kennt ihr uns nicht? In: Hessenland 28 (1914), 1. August-Heft.

108 Münkler: Der Große Krieg 2013, S. 273.

109 Patrick Bridgewater: German poetry and the First World War. In: European History Quarterly (1971), H. 2, S. 147-186, S. 178.

halb der Ideen von 1914 und somit auch innerhalb der affirmativen Texte. Bei keinem anderen Diskurs wird außerdem derartig deutlich, wie sehr sich einzelne Diskurse innerhalb von nur wenigen Wochen in ihrer Bewertung und Darstellungsweise verändern konnten. Entgegen der zeitlichen Komponente stellte sich bei der Untersuchung der Texte jedoch heraus, dass der geografische Faktor des Publikationsortes der Zeitungen keinen Einfluss auf die Frage nach dem Hauptfeind hatte.

Welche enorme Bedeutung dieser Darstellung von Feinden bei der Bevölkerung zukam, wird in Carl Hauptmanns Aufsatz „Bewußte Kriegsfeindschaft“ deutlich, in welchem er über die Volkseinheit schreibt: „Es ist in ihm von Bluts wegen ein unwiderstehlicher Urtrieb aufgewacht. In Millionen zugleich. [...] Dieser überwältigende Trieb ist zunächst bedeutungs- und ideenlos. Liegt völlig geheimnisvoll im Blute verankert. Und ist der mächtigste Urtrieb im Menschen“¹¹⁰. Diese Zeilen geben einen guten Einblick darin, welche große Rolle die Feindbilder für die Erschaffung einer Volkseinheit spielen. Denn erst im gemeinsamen Feind werden die „Privatfeindschaften gegen einzelne aus unserem Leben ausgelöscht“¹¹¹. Doch was bei Carl Hauptmann noch als mysteriöser Urtrieb dargestellt wird, der plötzlich gleichzeitig in allen Deutschen erwacht, ist in Wahrheit Folge zielgerichteter Propaganda, die auf lange Sicht vorbereitet wurde. Die affirmative Literatur, die diese Propaganda auszeichnete oder zumindest unterstützte, nutzte hierfür verschiedene Motive.

Ein besonderes Mittel der Diffamierung bildete „die Abwertung der Gegner des Reiches zu Tieren und Un-Menschen“¹¹². Dabei wurden die Feinde als Tiere mit ihren stereotypischen Eigenschaften, wie zum Beispiel dem „Raubtierknurren“¹¹³, dargestellt. Russland wurde meistens als Bär symbolisiert, bei Frankreich schwankte die Darstellung zwischen der „welsche[n] Katze“¹¹⁴ und einem Hahn. England wurde meist als Schlange oder als Löwe gezeichnet. Deutschland selbst

110 Carl Hauptmann: Bewußte Kriegsfeindschaft. In: Bonner Zeitung, Nr. 279 (10.10.1914), S. 5.

111 Hauptmann: Bewußte Kriegsfeindschaft 1914, S. 5.

112 Fries: Die große Katharsis 1995, Bd. 2, S. 91.

113 W.Nithack-Stahn: Dank an die Feinde! In: Berliner Tageblatt und Handels-Zeitung, Nr. 426 (23.08.1914), S. 9.

114 A.H.: Der deutsche Adler. In: Zeitung für das Dillthal, 25.08.1914.

wurde in diesem Kontext stets als überlegener Adler aufgezeigt, so zum Beispiel in der „Fabel“ von W. Matthias in der *Coburger Zeitung*. Dort prahlt der Hahn vor dem Adler mit seinem „edlen Gang“ und seiner „Würde“¹¹⁵. Der Adler entgegnet, dass Taten darüber entscheiden, wer überlegen ist und fliegt davon „zum Sonnenflug“, während der Hahn auf „dem Mist“ zurückbleibt. Hier wird die Funktion der Veranschaulichung deutscher Überlegenheit in der Tiermetaphorik besonders deutlich. Gleichzeitig ermöglichte die Darstellung von Feinden als Tiere ihren Ausschluss von der christlichen Nächstenliebe, um damit das Bild eines Heiligen Krieges zu legitimieren, obwohl es eigentlich ebenfalls weitgehend Christen waren, gegen die das Deutsche Reich kämpfte.¹¹⁶

Als weiteres Instrument der Diffamierung von Feinden diene der Spott, der sich in vielen Gedichten wiederfinden lässt. Ein Beispiel dafür ist das Gedicht „König Albert, der edle Ritter“, der zunächst als „König Albert der Geniale/Und auf dem Papier Neutrale“¹¹⁷ eingeführt wird. Dann entschließt er sich aber zum Krieg:

Deutschland spuckt er in die Suppen
- Weh, da ward von Onkel Kruppen
Ein Geschützlein angebracht!
Oh, wie war dem Albert schummerig,
Als ihm mit dem großen Brummerig
Michel Kille-kille macht!¹¹⁸

Der Spott, der hier durch die Verwendung von Ironie und kindlicher Sprache erzeugt wird, dient dabei, wie die Nutzung der Tiermetaphorik auch, zur Herabwürdigung des Feindes. Die Verwendung von Humor dient dabei einerseits als zusätzliche Unterhaltungsebene des Lesers, gleichzeitig bleibt sie dem Leser aber auch dadurch besser im Gedächtnis, da sie sich von der breiten Masse an erniedrigenden Texten abheben.

115 W. Matthias: Fabel. In: *Coburger Zeitung*, Nr. 230 (01.10.1914), S. 4.

116 Fries: Die große Katharsis 1995, Bd. 2, S. 93. Mehr zur Inszenierung des Ersten Weltkriegs als heiligen Krieg in Kapitel 3.2.1.

117 Karlchen: König Albert, der edle Ritter. In: *Coburger Zeitung*, Nr. 242 (15.10.1914), S. 4.

118 Ebd.

Andere Mittel der Abwertung des Feindes war die Darstellung von Kriegsverbrechen, wie sie vor allem im Kontext des russischen Feindbildes genutzt wurde, sowie die wiederholte Schuldzuweisung am Krieg, was vor allem bei England der Fall war. Ansonsten dienten auch abfällige „Pauschalbegriffe wie der ‚Franzos‘ und ‚Russ‘“¹¹⁹ zur Schaffung von Feindbildern.

Mit dem Aufbau der Feindbilder wurde bereits vor dem Krieg in der Julikrise begonnen. Die Julikrise resultierte aus dem Attentat auf den österreichischen Thronfolger und seiner Frau am 28. Juni 1914, woraufhin Österreich-Ungarn ein Ultimatum an Serbien stellte, was letztlich zum Ausbruch des Krieges zwischen den beiden Staaten am 28. Juli führte. In den Wochen zwischen dem Attentat und dem Kriegsausbruch kristallisierten sich bereits die verschiedenen Bündnisfraktionen und damit auch eventuelle zukünftige Feinde heraus. Die Zeitungen des Deutschen Reiches bauten während dieser Zeit vor allem Frankreich und Russland als die primären Feindbilder auf, während England dagegen noch mehrheitlich positiv bewertet wurde.¹²⁰ Diese Tendenz der Feindbilder setzte sich zu Beginn des Krieges zunächst fort. In den folgenden Kapiteln soll nun näher darauf eingegangen werden, wie die einzelnen Gegner Deutschlands zu Beginn des Krieges wahrgenommen wurden und worin diese Wahrnehmung begründet lag.

3.1.5.1 Frankreich als Feindbild

Nach Herfried Münkler zu urteilen, war „für die Mehrheit der Deutschen freilich [...] Frankreich der Hauptfeind“¹²¹. Als Gründe dafür gibt er den Streit um Elsass-Lothringen sowie das Argument, dass auf Frankreichs Boden die heftigsten Schlachten mit den meisten Verlusten geschlagen wurden.¹²² Dieser These kann durch die im Zuge dieser Arbeit geführten Recherchen jedoch nicht entsprochen werden. Obgleich es durchaus viele Texte gibt, die sich mit Frankreich als Feindbild beschäftigen, bilden sie gegenüber den Texten mit Russland und

119 Konnte: Der Krieg in der Lyrik des Expressionismus 1981, S. 110.

120 Vgl. Rosenberger: Zeitungen als Kriegstreiber? 1998, S. 257f.

121 Münkler: Der Große Krieg 2013, S. 221.

122 Vgl. ebd., S. 221f.

England als maßgeblichen Feind die Minderheit. Als Hauptfeind dagegen tritt Frankreich lediglich noch in seiner Funktion als Erbfeind auf. So zum Beispiel in Johannes Schlafs Erzählung „Wir haben Krieg!“. Hier schreibt er, es sei „nicht Lug und Niedertracht des ‚Erbfeinds‘ allein, die gegen uns steht, sondern fast beispiellos frechste und schamlos unerhörteste Verruchtheit einer ganzen Welt von Verderbnis ringsum. Hat deutsche Tugend und deutsches Wort aber einen anderen, böseren und eigentlicheren ‚Erbfeind‘ als diesen?“¹²³ Obwohl Frankreich hier nur als ein Teil der Verschwörung um Deutschland herum angesehen wird, beeinflusst vor allem die jüngere Geschichte Deutschlands die Wahrnehmung Frankreichs als Hauptfeind. Denn in seiner Erzählung berichtet der Autor aus einer autobiografischen Perspektive seine Erlebnisse im Krieg gegen Frankreich von 1870 und überträgt sie in die Gegenwart. Solche Texte bildeten jedoch die Ausnahme innerhalb der affirmativen Kriegsliteratur. Vielmehr blieb „das deutsche Frankreichbild [...] nach Kriegsbeginn von einer Negativentwicklung weitgehend verschont.“¹²⁴ Obwohl es durchaus als Neider der deutschen Macht in Europa und als Teilnehmer an der Verschwörung angesehen wurde, wie etwa in der oben zitierten Erzählung von Johannes Schlaf, gab man Frankreich weitestgehend keine Schuld am Ausbruch des Krieges. Man war sich der Tatsache bewusst, dass Frankreich durch seine Bündnisverpflichtungen gegenüber Russland in den Krieg hineingezogen wurde und ging davon aus, dass es von sich aus, zumindest zum damaligen Zeitpunkt, keinen Krieg wollte.¹²⁵ Teilweise wurde unter diesem Aspekt sogar Mitleid mit dem französischen Volk empfunden, das von seiner korrupten Regierung, welche Geschäfte mit Russland machte, verraten wurde. Diese Haltung ist unter anderem im Gedicht „Im ‚feisten Kapaun‘ zu Bordeaux“ von Leo Leipziger zu finden. Hier heißt es, während die Minister Frankreichs sich dem „Tafelgenuß“¹²⁶ widmen:

Doch draußen im Graben der Schützen bei Toul,

123 Johannes Schlaf: Wir haben Krieg. In: Bonner Zeitung, Nr. 230 (11.09.1914), S. 2.

124 Thomas Raithe: Das „Wunder“ der inneren Einheit. Studien zur deutschen und französischen Öffentlichkeit bei Beginn des Ersten Weltkriegs, Bonn 1996, S. 342.

125 Vgl. ebd., S. 343.

126 Leo Leipziger: Im ‚feisten Kapaun‘ zu Bordeaux. In: Berliner Volks-Zeitung, Nr. 476 (03.10.1914), S. 2.

Von grimmigen Gegnern umstellt,
 Liegt hungernd und durstend in schlammigem Pfuhl
 So mancher französische Held.
 Und ahnt wohl nimmer, wenn blutend er ruht
 Todwund auf fauligem Stroh,
 Wie seiner Regierung so wohlzig zumut
 Im ‚feisten Kapaun‘ zu Bordeaux.¹²⁷

Vor allem die Bezeichnung französischer Soldaten als „Helden“ ist von enormer Bedeutung. Wie in Kapitel 3.1.3. beschrieben, übernahm das Symbol des Helden eine zentrale Rolle in der apologetischen Kriegsliteratur. Dieses Bild auf gegnerische Soldaten zu übertragen, bedeutete eine gewisse Verbindung deutscher und französischer Helden, welche ein wichtiger Indikator für das Ausmaß der Sympathien mit der französischen Bevölkerung beziehungsweise mit ihren Soldaten war. Auch bei Carl Hauptmann ist die Rede davon, „daß bei uns heute kaum jemand einen persönlichen Haß gegen das Franzosenvolk hege.“¹²⁸ Wie Leo Leipziger gibt auch er die Schuld den führende[n] Männer[n], die „die Gepflogenheiten und Sitten ihrer höheren Volksschichten arg vergiften. Aber deshalb kann kein einzelner von uns Frankreich hassen. Die Franzosen sind ein durchweg weltbürgerlich erzogenes Kulturvolk wie wir selber.“¹²⁹ Von einem Gegensatz zwischen deutscher Kultur und französischer Zivilisation, wie unter anderem Thomas Mann es propagierte, ist hier nichts zu lesen. Noch deutlicher als in Leo Leipzigers Gedicht wird bei Hauptmann auf eine Wesensverwandtschaft zwischen Frankreich und Deutschland hingewiesen, weshalb ein Krieg vielleicht als notwendig, aber nicht als gewollt betrachtet wird.

3.1.5.2 Russland als Feindbild

Zu Beginn des Krieges sahen vor allem Sozialdemokraten und Liberale in Russland den Hauptfeind. Man warf ihnen vor, „ihre eigenen Intellektuellen und Schriftsteller zu Tausenden nach Sibirien in die Verbannung geschickt“¹³⁰ zu haben. Direkt nach Ausbruch des Krieges

127 Leo Leipziger: Im ‚feisten Kapaun‘ zu Bordeaux. In: Berliner Volks-Zeitung, Nr. 476 (03.10.1914), S. 2.

128 Hauptmann: Bewußte Kriegsfeindschaft 1914, S. 5.

129 Ebd.

130 Münkler: Der Große Krieg 2013, S. 220.

stellte Russland zudem die unmittelbarste Bedrohung für das Deutsche Reich dar. Die russischen Truppen waren den preußischen Soldaten an der deutschen Ostfront in den ersten Wochen des Krieges überlegen und eroberten deutsche Gebiete. Erst mit der Schlacht bei Tannenberg konnte der Vorstoß der Russen zumindest vorerst gestoppt werden.¹³¹ Bereits in der Julikrise galt Russland außerdem als Hauptaggressor und war somit in der öffentlichen Meinung der Bevölkerung zu Beginn des Krieges schuld an seinem Ausbruch.¹³²

Diese Angst vor der russischen Armee schlug sich auch in der Kriegsliteratur nieder. Dabei spielten vor allem zwei Motive in der Darstellung von Russland als Feindbild eine Rolle. Zum einen war dies die Diffamierung der russischen Armee als Barbaren, zum anderen die Verunglimpfung des russischen Zaren. Wie auch bei Frankreich wurde bei Russland vor allem der Führungsebene die Kriegsschuld zugesprochen. In den ersten Wochen wurde diese Führungsebene noch durch den Zaren symbolisiert, dem Täuschung des deutschen Kaisers vorgeworfen wurde und der spöttisch als „Friedenszar“ betitelt wurde.¹³³ Später jedoch ging man eher davon aus, dass der Zar ein willenloses Instrument geworden sei. So schreibt Paul Lindau über ihn: „Verrat umlauert dich, und Morden,/Dich peitscht die Angst. Und weil's dich graust,/Bist du, was du heut bist, geworden:/Ein Spielzeug in Idiotenfaust.“¹³⁴ Dem Zaren bleibt hier nur noch die Rolle des Spielzeugs, der aus Angst vor seinen eigenen Leuten sich nicht imstande sieht, dem Verrat ein Ende zu setzen. Zweifelsohne wurde dem Zaren damit die Hauptschuld nicht mehr angelastet, eine Teilschuld durch Nichtstun bestand jedoch weiter, ebenso wie er weiter als Feigling diffamiert wurde.

Deutlich länger wurde das Feindbild der russischen Armee geprägt. Schon zu Beginn war die Rede von „russischen Horden“¹³⁵ und

131 Vgl. Michael Epkenhans: Der Erste Weltkrieg 1914-1918. Paderborn 2015, S. 68f.

132 Vgl. Raithel: Das „Wunder“ der inneren Einheit 1996, S. 328.

133 Fritz Engels: Nun hebt der blut'ge Geist sein Knochenhaupt. In: Berliner Tageblatt und Handels-Zeitung. Wochen-Ausgabe, Nr. 33 (13.08.1914), S. 7.

134 Paul Lindau: An den Zaren. In: Berliner Tageblatt und Handels-Zeitung, Nr. 416 (18.08.1914), S. 2.

135 Karl Vollrath: An die deutsche Frau. In: Berliner Volks-Zeitung, Nr. 374 (09.08.1914), S. 2.

der „wilden Gier halbasiatischer Barbaren“¹³⁶. Nach dem Überfall Preußens und den ersten Niederlagen der eigenen Armee dominierte hier eindeutig die Angst vor den russischen Soldaten. Dabei unterschied man jedoch zwischen den Russen und den Kosaken, wie man in Maria Sohades Novelle „Schlimme Tage“ lesen kann:

Und doch dankten die unglücklichen Ostpreußen Gott, wenn sie nur den Russen in die Hände gefallen waren. Aber die Kosaken! Unmenschliches berichteten die Geflüchteten von diesen Horden, die nicht gekommen waren, um mit den Soldaten Krieg zu führen, die plünderten und sengten, schändeten und mordeten, wo sie nur durch eine Ortschaft zogen oder hilflose Landbewohner fanden. Alles zerstörten sie aus barbarischer Lust des Verwüsters.¹³⁷

In diesen Zeilen werden die Feinde gar von ihrer Menschlichkeit entbunden und sie werden als unzivilisierte Barbaren dargestellt, wodurch die Angst der Bevölkerung vor ihnen geschürt wird. Gleichzeitig wird deutlich, wie ausgeprägt die Angst vor den herannahenden Truppen aus Osten bereits war, aber auch, dass man durchaus innerhalb des Feindbildes differenzieren konnte. Die russischen Soldaten wurden zwar verallgemeinert als der Feind dargestellt, jedoch nicht auf die gleiche negative Weise wahrgenommen.

Diese Angst verlor jedoch nach den zunehmenden Erfolgen der deutschen Armee an Bedeutung. Vielmehr wurde die russische Armee im weiteren Verlauf des Krieges als feiges Heer dargestellt und mit Spott bedacht. Ein Beispiel hierfür ist die Novelle von Hermann Wagner namens „Der Held“. In dieser beschreibt er den Russen Iwan Iwanowitsch Peschtoff, der zum Krieg ausrückt. Dies tut er jedoch ohne eigenen Willen und Überzeugung am Nutzen vom Krieg, da er eigentlich nur seine Ruhe haben möchte. Seiner Freundin, die ihn aus Sorge um sein Leben nicht ziehen lassen will, offenbart er zur Beruhigung seinen Plan zum Überleben. So will er sich beim ersten Angriff gegen die Deutschen tot stellen, bis er von den Deutschen entdeckt wird, „um für die restliche Dauer des Krieges in Gefangenschaft zu sein.“¹³⁸ Gemäß seines Planes geschieht es dann auch so, dass er sich bei einer

136 Karl Vollrath: An die deutsche Frau. In: Berliner Volks-Zeitung, Nr. 374 (09.08.1914), S. 2.

137 Maria Sohade: Schlimme Tage. In: Berliner Tageblatt und Handels-Zeitung, Nr. 632 (12.12.1914), S. 2.

138 Hermann Wagner: Der Held. In: Bonner Zeitung, Nr. 319 (19.11.1914), S. 3.

russischen Offensive auf die Erde fallen lässt, nach einigen Stunden behäbig nach vorne kriecht, bis er die Deutschen entdeckt und sich ihnen „über das ganze Gesicht“¹³⁹ strahlend ergibt. In diesem Werk lassen sich gleich mehrere wichtige Motive finden. Zunächst ist dies die mangelnde Überzeugung am Krieg, die man der russischen Bevölkerung unterstellte. Vielmehr ging man davon aus, dass die Russen, ähnlich wie die Franzosen, gegen ihren Willen in den Krieg miteinbezogen wurden.¹⁴⁰ Weiterhin findet sich auch die Feigheit der russischen Soldaten, die aus der zeitgenössischen Meinung resultierte, dass sie für keine höheren Ideale im Krieg einstanden. Gleichzeitig ergab sich das Bild der Feigheit auch aus der zunehmenden Zahl der Gefangenen, die in den Schlachten gegen Russland gemacht wurden. Ebenfalls spöttisch zeigt dies das Gedicht „Ein Vorschlag“ eines unbekannten Autors in der *Coburger Zeitung*, dem vor lauter Meldungen über russische Gefangene die Angst befällt, dass sich das „Hungerpack“¹⁴¹ in Deutschland „strotzende Bäuche“ aneignet. Dass dieses Gedicht am 1. September erschienen ist, zeigt, wie schnell die Angst vor der russischen Armee verfliegen ist, nachdem sich die entsprechenden Erfolge eingestellt hatten.

Die Gräueltaten der Russen dagegen, aus den vermeintlichen Erfahrungen zu Beginn des Krieges resultierend, fanden noch weiterhin Niederschlag in der Kriegsliteratur. Kindermord, Vergewaltigung und Brandschatzung wurden immer wieder als Begleiterscheinung der russischen Kriegsführung aufgeführt und, wie in einer Novelle von Hermann Wagner, mit dem Motiv der Rache verbunden. In dieser Novelle wird das Gut eines preußischen Bauern während seiner Abwesenheit von Russen überfallen. Als er zurückkehrt, findet er seine tote Frau „mit halb vom Leibe gerissenen Kleidern“¹⁴² sowie seine toten Kinder. Er schwört Rache und meldet sich freiwillig für den Krieg, in dem er in der Schlacht von Tannenberg „den Tod eines Helden“¹⁴³ erleidet, nachdem er „die Russen haufenweise [erschlug]“¹⁴⁴. Geschichten wie diese

139 Hermann Wagner: Der Held. In: Bonner Zeitung, Nr. 319 (19.11.1914), S. 3.

140 Raithel: Das „Wunder“ der inneren Einheit 1996, S. 329.

141 Anon.: Ein Vorschlag. In: Coburger Zeitung, Nr. 204 (01.09.1914), S. 3.

142 Hermann Wagner: Ein Schicksal. In: Bonner Zeitung, Nr. 312 (12.11.1914), S. 4.

143 Ebd.

144 Ebd.

verstärkten die Vorurteile gegenüber den Russen, eine Nation ohne Kultur zu sein und dienten gleichzeitig der Legitimation eigener Kriegsverbrechen gegenüber dem Feind sowie der Motivation der eigenen Soldaten, entschieden gegen solche Feinde vorzugehen.

3.1.5.3 England als Feindbild

Nach der schwindenden Bedrohlichkeit der russischen Armee verschob sich das Hauptaugenmerk der Frage nach der Kriegsschuld und dem Hauptfeind generell auf England. Vor dem Krieg jedoch ging ein breiter Teil der Öffentlichkeit noch von einer Verbesserung der deutsch-englischen Beziehungen durch den Krieg aus.¹⁴⁵ Auch die Berichterstattung gegenüber England vor dem Krieg war meist neutral gehalten, auch weil eine politische Neutralität Englands die deutsche Position in einem möglichen Krieg erheblich verbessern würde.¹⁴⁶ So ist es auch zu erklären, dass der Kriegseintritt Englands durchaus bedauert wurde, Russland noch die größte Aufmerksamkeit galt. Auch Georg Reicke, der Bürgermeister von Berlin, beschreibt diese Situation in seinem Gedicht „1914“ vom 15.08.1914: „Kommt Ruß‘ und Belgier! Komm Franzos!/Es schmerzt uns – kommt ihr Britten!“¹⁴⁷. Während hier Belgien, Frankreich und Russland offen herausgefordert werden, liegt in der Herausforderung Englands ein Bedauern, eben aufgrund jener oben genannten Argumente. Der tatsächliche Kriegseintritt Englands kam für die meisten Deutschen durchaus überraschend. Hierin bestand ein Aspekt des aufkommenden Hasses gegen England. Dieses war durch keine Bündnisse dazu verpflichtet, am Krieg teilzunehmen. Auch bestanden keine von Hass geprägten Beziehungen zu Deutschland vor dem Krieg, die einen Eintritt gerechtfertigt hätten. Das verstärkte den Eindruck, dass England den Krieg nur einging, weil es sich davon wirtschaftliche Vorteile versprach.¹⁴⁸ Weiterhin wurde die Kriegserklärung als Verrat angesehen, „motivated by envy“¹⁴⁹. Verrat

145 Raithel: Das „Wunder“ der inneren Einheit 1996, S. 334.

146 Rosenberger: Zeitungen als Kriegstreiber? 1998, S. 260.

147 Georg Reicke: 1914. In: Berliner Tageblatt und Handels-Zeitung, Nr. 411 (15.8.1914), S. 2.

148 Vgl. Raithel: Das „Wunder“ der inneren Einheit 1996, S. 336.

149 Bridgewater: German poetry and the First World War 1971, S. 160.

deshalb, weil der britische Monarch George V. aus deutschem Adelsgeschlecht entstammte, was Thema vieler anti-britischer Texte war. Exemplarisch seien die Verse aus dem Gedicht „Heiliger Zorn“ eines anonymen Autors genannt:

Bist du wirklich germanischen Blutes,
Trachtest nach redlich erworbenen Gutes
Schnödem Raube mit Mord und Brand,
Engelland!
Pfui der Schand!¹⁵⁰

Hier wird der Neid als explizites Motiv des Verrates angegeben. Der Neid soll im wirtschaftlichen Aufschwung und dem zunehmenden Einfluss Deutschlands in Europa begründet liegen, da man davon ausging, dass England sich durch ihn bedroht fühlte und allein deshalb in den Krieg eintrat. Durch den Krieg, so die verbreitete Meinung, wollen die „Verräter“ nun das rechtmäßige „Brudergute“ rauben, wie es im Gedicht weiter heißt. Dieser immer wieder thematisierte Verrat am „germanischen Blut“ war einer der Hauptgründe für die Betrachtung Englands als Hauptfeind.

Weitere Gründe für die starke Antipathie gegenüber England war die Eroberung der deutschen Kolonien, die man in der militärischen Strategie nicht berücksichtigt hatte und diese daher auch über keine nennenswerte Verteidigung verfügten, sowie die Kriegserklärung Japans, wofür man England ebenfalls die Schuld gab.¹⁵¹ Die überraschende Kriegserklärung Englands einhergehend mit ihrer erfolgreichen Kriegsführung in den Kolonien sorgte dafür, dass sich der Eindruck verstärkte, England habe diesen Krieg seit Langem vorbereitet, was wiederum die Hauptschuld von Russland nach England verschob. Berühmtestes Zeugnis des Hasses gegen England ist das von Ernst Lissauer verfasste Gedicht mit dem bezeichnenden Titel „Haß gegen England“. Der Berliner Dichter ist Beispiel für die Schriftsteller, die als untauglich für den Kriegsdienst eingestuft wurden und deshalb den Krieg mit ihrer Literatur unterstützen wollten.¹⁵² In der *Coburger Zei-*

150 Anon.: Heiliger Zorn. In: Zeitung für das Dillthal, 19.08.1914.

151 Vgl. Raithel: Das „Wunder“ der inneren Einheit 1996, S. 332f.

152 Vgl. Steffen Bruendel: Ideologien: Mobilmachungen und Desillusionierungen. In: Erster Weltkrieg. Kulturwissenschaftliches Handbuch, hg. von Niels Weber, Stefan Kaufmann und Lars Koch, Stuttgart/Weimar 2014, S. 290.

tung erschien sein Gedicht in gekürzter Fassung, in der es heißt: „Er sitzt geduckt hinter der grauen Flut/Durch die Wasser getrennt – die sind dicker als Blut - /Voll Neid, voll Wut, voll Tücke, voll List.“¹⁵³ Hier wird der Verrat an der eigenen Familie durch die umgedrehte Redewendung, nach der Blut dicker als Wasser ist, ausgedrückt. Auch die pauschalen Vorwürfe von Neid auf Deutschland sowie die Tücke, mit der England seine Neutralität und den Wunsch nach Frieden nur vorgespielt hat, werden thematisiert. Weiter heißt es im Gedicht:

Einen Schwur von Erz, den verbläst kein Wind,
Einen Schwur für Kind und Kindeskind.
Vernehmt das Wort, sagt nach das Wort,
Es wälze sich durch ganz Deutschland fort:
Wir wollen nicht lassen von unserem Haß,
Wir lieben vereint, wir hassen vereint,
Wir haben alle nur einen Feind:
England!¹⁵⁴

In dieser Strophe werden die Ausmaße des Hasses thematisiert. Dieser reicht nicht nur für die Dauer des Krieges, sondern soll über Generationen hinweg, also für „Kind und Kindeskind“, überliefert werden. Auch lässt sich das Motiv der Volkseinheit wiederfinden, die durch den vereinten Hass auf England dargestellt wird. Ferner werden weitere populäre Vorwürfe gegen England geäußert: „Nimm du die Völker der Erde in Sold/Bau e Wälle aus Barren von Gold/Bedecke die Meerflut mit Bug bei Bug./Du rechnetest klug, doch nicht klug genug.“¹⁵⁵ Dominierend ist hier die Darstellung Englands als Händlervolk, oftmals in anderen Texten auch abwertender als „Krämervolk“¹⁵⁶ bezeichnet, das sich mit seinem Vermögen Söldner leistet, die es für sich kämpfen lässt. Damit sind unter anderem die Kolonialtruppen gemeint, man ging aber auch davon aus, dass es sich mit dem Geld die Zustimmung europäischer Völker, wie die der Belgier, erkaufte. Der Krieg gegen Russland und Frankreich wird wie folgt charakterisiert: „Was schert und Russe und Franzos?/Schuß wider Schuß und Stoß um

153 Ernst Lissauer: Haß gegen England. In: Coburger Zeitung, Nr. 265 (11.11.1914), S. 3.

154 Ebd.

155 Lissauer: Haß gegen England 1914, S. 3.

156 Anon.: Dem Krämervolk. In: Coburger Zeitung, Nr. 269 (15.11.1914), S. 9.

Stoß!/[...]/Wir kämpfen den Kampf mit Bronze und Stahl/Und schließen Frieden irgend einmal.“¹⁵⁷ Anders als bei England ist der Konflikt hier zeitlich auf den Krieg begrenzt und soll nicht über Generationen hinweg getragen werden, weshalb klar wird, wer als Hauptfeind gilt. Jede Strophe des Gedichts erinnert zusätzlich durch die Ausrufung des einzigen Feindes, nämlich „England!“ daran, gegen wen der eigentliche Hass gerichtet werden soll. Das Mittel der Wiederholung erscheint hier als einfache Methode, um den Gedanken beim Leser einzuprägen. Der Erfolg dieses Gedichts verdeutlicht, auf welchen fruchtbaren Boden die Anstiftung zum Hass gegen England fiel. Das Gedicht bildete das „wohl populärste Kriegsgedicht der ersten Monate“¹⁵⁸ und wurde unter den Soldaten bis an die Front verteilt. Der Autor Ernst Lissauer wurde damit schlagartig berühmt und gilt als exemplarisch für die Aufstiegsmöglichkeiten affirmativer Kriegssyriker zu Beginn des Ersten Weltkriegs¹⁵⁹. Die anti-englische Kriegsliteratur setzte vor allem ab Ende August ein und dominierte danach die deutsche Kriegsliteratur.

3.1.6. Die Rückbesinnung auf das Deutschtum

Ein weiteres Mittel zur Abgrenzung, neben der Erschaffung von Feindbildern, bestand in der Besinnung auf das Innere beziehungsweise auf das Deutschtum. Damit wollte man sich von allen fremdländischen Einflüssen, die als schädlich angesehen wurden, reinigen. Vielfach war die Rede von einer Wiedergeburt der deutschen Seele, die an Bedeutung den Krieg als militärischen Konflikt noch übertrumpfte.¹⁶⁰ Literarisch äußerte sich diese Wiedergeburt durch eine erhöhte Verwendung nationaler Symbole und Motive, die die Sprache der affirmativen Texte durchziehen. Besonders beliebt dabei war es, nationale Autoritäten anzuführen, allen voran dabei Johann Wolfgang Goethe. Damit reagierte man auf die feindliche Propaganda, die die Deutschen als Bar-

157 Lissauer: Haß gegen England 1914, S. 3.

158 Thomas Anz/Joseph Vogl: Nachwort. In: Die Dichter und der Krieg. Deutsche Lyrik 1914-1918, hg. von Thomas Anz und Joseph Vogl, München 1982, S. 225-244, S. 234.

159 Vgl. Fries: Die große Katharsis 1995, Bd. 2, S. 22.

160 Vgl. ebd., S. 71f.

baren darstellte. Maßgeblicher Grund dafür war die Zerstörung von Kulturgütern in Belgien, wie etwa die Niederbrennung der Bibliothek von Löwen.¹⁶¹ Durch die Zitierung von nationalen Größen sollte dem Vorwurf der Barbarei entgegen gewirkt werden, indem man sich auf seinen Ruf als Kulturnation bezog und gleichzeitig die Überlegenheit des eigenen Wesens propagierte. Dabei geschah „die geistesgeschichtliche Legitimation der eigenen Ideen [...] über eine plakative Aneinanderreihung zusammenhangloser Zitate und ein ständig variierendes Spiel mit den Namen der wichtigsten Vertreter der deutschen Philosophie und Literatur seit dem 18. Jahrhundert.“¹⁶² Ein weiteres nationales Wahrzeichen, welches sich großer Beliebtheit erfreute, war die Figur des deutschen Michels, die in der Propaganda „das Symbol des zum Krieg gezwungenen, sein Haus und seinen Hof verteidigenden Volkes, das keine Eroberungsgelüste hegte und in Frieden leben wollte.“¹⁶³ Dabei hat er, obwohl er „Gegenstand des Spotts und der Selbstironie der Deutschen gewesen war, diese Funktion in den Jahren des Ersten Weltkriegs verloren“¹⁶⁴. Diese Haltung kommt in Max Bernsteins Gedicht „Der Michel“ zur Geltung, in dem er dessen Figur wie folgt beschreibt:

Der Michel ist ein braver Knecht,
Im Dienste einer strengen Pflicht, [...]
Ist überhaupt ein guter Mann
Und gern in Ruhe hält er sich -
Doch schlecht ein Störenfried sich an,
Dann wird der Michel ärgerlich.¹⁶⁵

Auch hier wird zunächst auf die Harmlosigkeit des Michels hingewiesen, der pflichtbewusst ist und sich auf seine eigenen Angelegenheiten konzentriert. Dennoch wird schon auf die Gefährlichkeit dieser Figur hingewiesen. Weiter heißt es im Gedicht:

Dann hütet euch, ihr feinen Herrn!
Denn dieses ist des Michel Brauch:

161 Köppen: Das Entsetzen des Beobachters 2005, S. 248.

162 Konnte: Der Krieg in der Lyrik des Expressionismus 1981, S. 101.

163 Tomasz Szarota: Der deutsche Michel. Osnabrück 1998, S. 201.

164 Ebd.

165 Max Bernstein: Der Michel. In: Berliner Tageblatt und Handels-Zeitung, Nr. 548 (28.10.1914), S. 2.

Er haut nicht oft und haut nicht gern,
Doch wenn er haut, dann haut er auch!¹⁶⁶

Die Gefährlichkeit des Michels wird hier konkret, die Gewalt bleibt jedoch Notwendigkeit und wird nicht per se gewollt. Hier fließen Aspekte der Verklärung des Krieges zu einem Verteidigungskrieg mit hinein, denn der Michel „haut nicht gern“ von sich aus, wird also durch äußere Umstände dazu regelrecht gezwungen, da er „das alte liebe Land,/Wo Herd und Haus ihm ehrlich steht“¹⁶⁷ verteidigen will.

Eine weitere wichtige Figurengestalt im nationalen Diskurs war die Germania. Bereits im deutsch-französischen Krieg von 1870/71 erfreute sich ihre Gestalt großer Beliebtheit, die in dieser Zeit zu einem Symbol nationaler Stärke heranwuchs. So hat ihre Figur „ideale, heroische Züge angenommen, die ein männliches Ideal sichtbar machen: ihr Muskelpanzer lässt den natürlichen Körper so stählern schimmern wie das Schwert.“¹⁶⁸ Ebenso wurde sie als Symbol der nationalen Einheit nach der Reichsgründung 1871 genutzt und diente dazu, „Einzelstaat und Nation, Monarchie und bürgerlich-liberale Partizipationserwartungen in Einklang zu bringen.“¹⁶⁹ In dieser Bedeutung passte sie hervorragend, um die innerhalb der Ideen von 1914 erneut propagierte Volkseinheit zu versinnbildlichen, weshalb ihre Gestalt in vielen literarischen Werken von 1914 auftritt. So erscheint sie auch in Dr. A. K.s Gedicht „Der Sturm“:

Nicht Angriffskriege führt Germania.
Nein, sie beschirmt das höchste Gut.
Die deutsche Freiheit, deutsche Ehre
Vor fremder Mächte Uebermut.¹⁷⁰

In diesen Versen tritt Germania in ihrer traditionellen Figur als Mutter des Reiches auf, die ihre Nation „vor fremder Mächte Uebermut“ beschützen will. Dabei wird ihre defensive Grundhaltung postuliert, die sie von jeder Schuld am Krieg lossagt. Zugleich werden die wichtigsten

166 Max Bernstein: Der Michel. In: Berliner Tageblatt und Handels-Zeitung, Nr. 548 (28.10.1914), S. 2.

167 Bernstein: Der Michel 1914, S. 2.

168 Bettina Brandt: Germania und ihre Söhne. Repräsentation von Nation, Geschlecht und Politik in der Moderne, Göttingen 2010, S. 320.

169 Ebd., S. 325.

170 A.K.: Der Sturm. In: Coburger Zeitung, Nr. 192 (18.08.1914), S. 4.

Werte der Nation, die Freiheit und die Ehre, genannt, für die es zu kämpfen gilt. In diesem kurzen Ausschnitt verbindet der Autor viele verschiedene Aspekte der Ideen von 1914, vom Mythos des Verteidigungskrieges bis hin zur Sinngebung des Krieges. Das alles wird durch die Verwendung eines traditionell sehr positiv konnotiertem Nationalsymbols bewerkstelligt, welche durch ihre historische Bedeutung diese Aspekte noch verstärkt. Gerade Germanias wehrhafte Darstellungsweise, die zwar im Gedicht nicht explizit beschrieben wird, jedoch aufgrund ihrer Omnipräsenz in der deutschen Denkmalkultur den meisten Deutschen wohl bekannt war¹⁷¹, macht ihre Figur zu einer idealen Schutzpatronin des Reiches. In Verbindung mit dem Ausdruck „fremder Mächte Uebermut“ wird zudem deutlich gemacht, dass die Verteidigung der beschriebenen Freiheit und Ehre durch sie auch gelingen wird.

Eine ähnliche Funktion besitzt auch die Figur der Wacht am Rhein. Sie bildet den einzigen Diskurs, bei dem sich ein signifikanter Unterschied in der geografischen Nutzung feststellen lässt, da sie ausschließlich in westdeutschen Zeitungen, hauptsächlich aus dem hessischen Gebiet, auftritt. Dabei wird meist das Lied über die Wacht am Rhein thematisiert, welches immer wieder als Aufbruchslied ausziehender Soldaten dargestellt wird. In manchen Gedichten werden die Verse auch auf die Melodie des Liedes geschrieben. In beiden Fällen erfährt das Bild der Wacht am Rhein eine neue Popularität durch den Ersten Weltkrieg.

Auch andere nationale Symbole dienen vor allem der Demonstration von Stärke. Dabei verdient das Schwert als Symbol besondere Beachtung, da es in Zeiten maschineller Kriegsführung keine Rolle mehr spielte, dennoch überraschend häufig in der Literatur erwähnt wird. So heißt es unter anderem bei Victor Band: „Willst spüren einen kräft'gen Hauch/Von dem, was deutschen Schwertes Brauch?“¹⁷². Hier ist es nicht nur ein bloßes Schwert, sondern ausdrücklich ein deutsches

171 Bettina Brandt gibt an, dass „sich auf etwa jedem vierten Kriegerdenkmal eine Germania“ erhob. Brandt: *Germania und ihre Söhne* 2010, S. 320f.

172 Band, Victor: *Dem Japaner ins Stammbuch*. In: *Berliner Volks-Zeitung*, Nr. 393 (19.08.1914), S. 2.

Schwert. Die Formulierung tritt noch einmal im Gedicht auf¹⁷³, weshalb man davon ausgehen kann, dass der Autor diesen Aspekt besonders betonen wollte. Durch diese Formulierung wird ein allgemeines Symbol zu einem nationalen Emblem erhoben. Das Schwert selbst bildet dabei ein Zeichen „der Herrschaft, der göttl. Gerechtigkeit, der Gewalt“¹⁷⁴ und dient somit dazu, die militärische Stärke des Deutschen Reiches zu verdeutlichen. Verstärkt wird diese Funktion noch durch die Erwähnung der „deutschen Fäuste“, die sowohl als Drohgebärde als auch als Symbol der Gewalt zu verstehen sind. Anzumerken ist in diesem Kontext auch, dass Kaiser Wilhelm II. in einer Rede davon sprach, dass die Deutschen nun „das Schwert [ergreifen]“¹⁷⁵, was die häufige Verwendung des Symbols des Schwertes ebenfalls erklären würde.

Neben dem Schwert wird auch der Adler, der bereits in der Tiermetaphorik im Kontext der Feindbilder eine Rolle gespielt hat, als Symbol „der Macht und der Stärke“¹⁷⁶ genutzt. Als zusätzliches nationales Symbol tritt die Eiche des Öfteren in der Literatur auf. Diese steht jedoch in seiner Bedeutung nicht für militärische Stärke, sondern als „Symbol der Beharrlichkeit und des Widerstandsgeistes“¹⁷⁷ und zählt zudem als typisch deutsches Wahrzeichen. Speziell nach 1871 wurden Eichen zu „omnipräsenten Massensymbolen für Nation und Macht“¹⁷⁸, was im Ersten Weltkrieg fortgeführt wurde. Als weiteres nationales Symbol wird auch häufig die Fahne genutzt, die stellvertretend für das Deutsche Reich genutzt wird. Beispielhaft heißt es bei H. Kuno: „Wir holen ohne Zagen/Für unsre Fahnen frisches Lorbeerreis.“¹⁷⁹ Gemeint ist hier der Sieg, dargestellt durch den Lorbeerreis, für das Land, durch die Fahnen verkörpert, zu erringen.

173 „Mit deutschem Schwert eins auf die Kapp/Mit deutschen Fäusten schwipp und schwapp“. Ebd.

174 Ruth Sassenhausen: Schwert. In: Metzler Lexikon literarischer Symbole, hg. von Günter Butzer, Stuttgart/Weimar 2008, S. 343.

175 Vgl. Fries: Die große Katharsis 1995, Bd. 1, S. 154.

176 Henning Hermann-Trentepohl: Adler. In: Metzler Lexikon literarischer Symbole, hg. von Günter Butzer, Stuttgart/Weimar 2008, S. 5.

177 Roman Lach: Eiche. In: Metzler Lexikon literarischer Symbole, hg. von Günter Butzer, Stuttgart/Weimar 2008, S. 75f.

178 Lach: Eiche 2008, S. 76.

179 Kuno: Kennt ihr uns nicht? 1914, 1. August-Heft.

Auch die Sprache selbst wird zum nationalen Symbol. Hier gilt es vor allem, sie von allem Fremdländischen zu befreien. Welches Ausmaß diese Bemühungen erreichten, ist Gegenstand von Hans Hucklebeins Gedicht „Adieu, leben Sie wohl usw.“. Hier heißt es über den Abschiedsgruß „Adieu“:

Was deutsch nicht war, das wurde abgeschüttelt,
 Und deutscher Sprache schuf man freie Bahn.
 Und da der Deutsche doch im Grund genommen
 Sich Gott sei Dank ‚französisch‘ nie empfiehl,
 so ist ‚Adieu‘ auch in Verruf gekommen
 und seine Rolle hat es ausgespielt.
 Es anzuwenden, gilt als eine Schande,
 und wehe dem, der trotzdem es gebraucht,[...] ¹⁸⁰

Wie hier beschrieben wird, ist man vor allem französischen Redewendungen gegenüber sehr empfindlich. Hier spielt nicht nur das Fremdländische an sich eine Rolle, sondern auch das feindliche Fremdländische, da in Frankreich zur Entstehungszeit des Gedichts heftige Gefechte geführt wurden.¹⁸¹ Die Reinigung der deutschen Sprache von Fremdwörtern ist dabei keineswegs eine Neuerscheinung des Ersten Weltkriegs. Insgesamt sechs Phasen solcher Bestrebungen soll es in der deutschen Geschichte gegeben haben, welche vom 17. Jahrhundert bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs auftraten.¹⁸² Kriege stellten dabei stets einen günstigen Nährboden für nationale Bestrebungen dar, die auch immer zu Forderungen nach einer rein deutschen Sprache führten. Dies führte mitunter sogar zur Umbenennung ganzer Städte mit alten slawischen Namen durch neue deutsche Ortsnamen, wodurch sich zeigt, dass dieser Aspekt der Kriegspropaganda durchaus von Erfolg gekrönt war.¹⁸³

180 Hans Hucklebein: Adieu, leben Sie wohl usw. In: Coburger Zeitung, Nr. 259 (04.11.1914), S. 3.

181 Nachdem zu Beginn des Krieges an der Westfront schnelle Erfolge gefeiert werden konnten, wurden die deutschen Truppen bereits im September 1914 an der Marne von englischen und französischen Truppen gestoppt. Es begann ein Stellungskrieg, der alleine auf deutscher Seite bis Ende 1914 zum Verlust von 640.000 Mann führte. Vgl. dazu Epkenhans: Der Erste Weltkrieg 1914-1918 2015, S. 57.

182 Alan Kirkness: Zur Sprachreinigung im Deutschen 1789-1871. Eine historische Dokumentation, Bd. 2, S. 409.

183 Robert Rduch: Darstellung des Ersten Weltkriegs in der Monatsschrift *Oberschlesien*. In: Krieg und Literatur, Bd. 12: Information Warfare. Die Rolle der Medien

3.1.7. Aufbruch und Abschied

Die Aufbruchsstimmung, die viele Deutsche zu Beginn des Ersten Weltkriegs erfasste und sich vielfach in der affirmativen Kriegsliteratur wiederfinden lässt, war gleichzeitig sowohl Resultat als auch Bestandteil der Ideen von 1914. Vor allem die Schriftsteller, die sich vom Krieg eine Läuterung der Kultur versprachen, brannten darauf, am Krieg teilzunehmen und meldeten sich deshalb freiwillig für den Kriegsdienst. Diese Aufbruchsgedanken lassen sich auch in ihrer Literatur wiederfinden und verbreiteten die Gedanken wiederum weiter. Dass es dabei als ein Privileg und eine Ehre angesehen wurde, in den Krieg zu ziehen, zeigt das Gedicht „Heil und Sieg“ von Christian Sümmerer. Dort heißt es in der ersten Strophe:

Nun dürft ihr marschieren über den Rhein,
Nun dürft ihr die Frevler schlagen!
Nun dürft ihr Deutschlands Hüter sein,
Wie die in den 70er Tagen.¹⁸⁴

Speziell durch die Formulierung, dass sie in den Krieg ziehen „dürfen“, spielt darauf an, dass sie dazu nicht verpflichtet wurden, sondern dass sie freiwillig aufbrechen. Mit den „70er Tagen“ wird zudem auf den deutsch-französischen Krieg von 1870 angespielt, der in der deutschen Wahrnehmung dieser Zeit durchweg positiv konnotiert war und somit nicht nur für den Sieg des Deutschen Reiches über seine Feinde steht, sondern auch die Aussicht auf Ehre verspricht.¹⁸⁵

Auf dem Land dagegen dominierte nicht die euphorische Aufbruchsstimmung der Großstädte, sondern vielmehr eine realistische Erwartungshaltung in Bezug auf die kommenden Kriegsereignisse.¹⁸⁶ Dies führte jedoch zu keiner oppositionellen Haltung, vielmehr wollte man seine Pflicht gegenüber dem Vaterland diszipliniert erfüllen. Zu sehen ist dies unter anderem in Hans Hyans Erzählung „Mobilma-

(Literatur, Kunst, Photographie, Film, Fernsehen, Theater, Presse, Korrespondenz) bei der Kriegsdarstellung und -deutung, hg. von Claudia Glunz, Thomas F. Schneider und Artur Pelka, Osnabrück 2006, S. 113-123, S. 120.

184 Christian Sümmerer: Heil und Sieg. In: Coburger Zeitung, Nr. 184 (08.08.1914), S. 1.

185 Zur Verwendung dieses Motivs siehe Kapitel 3.3.1.

186 Vgl. Münkler: Der Große Krieg 2013, S. 223.

chung auf dem Lande“. Dort wird die Geschichte eines kleinen Dorfes erzählt, welches den Befehl bekommt „sich marschbereit zu machen, in den Krieg zu ziehen.“¹⁸⁷ Statt Euphorie ist hier jedoch nur die Rede von einer „schwülen Stimmung, die die Seele drückt.“¹⁸⁸ Grund dafür ist zunächst nicht einmal die Angst vor dem Tod, sondern die Abneigung gegen das Verlassen der Heimat, da es gilt, die Felder abzuernsten. Als die Männer dann schließlich aufbrechen, werden keine Militärlieder gesungen, stattdessen wird versucht, die Nervosität mit Scherzen zu überspielen: „Ein Schauer fließt in dem heißen Glast des Augusttages. Dann ein derbes Wort, ein erlösender Scherz. Hurrah! drauf los! Das Leben geht weiter, wie lange, weiß keiner. Und es fragt niemand danach, weil keiner – Gottlob! – die Antwort weiß. Jeder tut seine Pflicht, das ist alles und genug. Amen.“¹⁸⁹ Das Amen am Ende der Erzählung weist zwar auf ein gewisses Gottvertrauen hin, doch trotz des Ausrufes „Hurrah!“ lässt sich erkennen, dass die Männer angespannt sind. Einzig die Pflicht veranlasst sie dazu, in den Krieg zu ziehen, wodurch hier einen Gegenpol zur euphorischen Aufbruchsliteratur besteht.

Mit dem Motiv des Aufbruchs geht in der Regel auch das Motiv des Abschieds einher. Dieser Abschied ist oftmals mit Trauer der Hinterbliebenen verbunden, meist durch die Figur der Mutter dargestellt. Ihre Trauer oder ihre Klagen über den Abschied werden dabei jedoch aufgrund ihrer unpolitischen Natur nicht als oppositionell angesehen: „mothers could criticise the war without having to fear censorship because such statements were considered unpolitical.“¹⁹⁰ Dennoch gab es intensive Diskussionen von Zeitgenossen darüber, ob Mütter ihre Söhne beweinen durften oder ob sie nicht vielmehr stolz in den Krieg schicken sollten.¹⁹¹ In den Gedichten überwiegt meist die Trauer, welche jedoch aus der männlichen Perspektive meist heruntergespielt

187 Hans Hyan: Mobilmachung auf dem Lande. In: Berliner Tageblatt und Handels-Zeitung, Nr. 402 (10.08.1914), S. 2.

188 Ebd.

189 Hans Hyan: Mobilmachung auf dem Lande. In: Berliner Tageblatt und Handels-Zeitung, Nr. 402 (10.08.1914), S. 2.

190 Fehleemann: Building Home 2014, S. 80.

191 Vgl. ebd.

wird. So etwa bei Ludwig Thomas' Gedicht „Landsturmmanns Abschied“:

Doch Mutter, wenn ich geh'
Sollst du nicht drum verzagen,
Sollst es wie andre tragen,
Dein Weinen tut mir weh.¹⁹²

Die Trauer der Mutter wird hier nicht geleugnet, sondern die Mutter wird vom Abschied nehmenden Landsturmmann getröstet. Sie ist Teil einer Gemeinschaft, was auf den Verweis auf die anderen angedeutet wird, was auch eine Bewältigung des Abschiedsschmerzes sein kann. Die Volkseinheit kann durch das Gefühl, dass man das Leid im Kollektiv erträgt, tröstend wirken. Im Gedicht versucht der scheidende Landsturmmann seine Mutter mit Verweis auf das höhere Gesamtziel zu trösten:

So denke du daran:
Müßt' ich mein armes Leben
Der lieben Heimat geben,
Ist's auch für dich getan.¹⁹³

Ob die Aufopferung für das Vaterland mit dem damit verbundenen Tod wirklich hilft, die Mutter zu beruhigen, darf hier bezweifelt werden. Doch der Aufopferungsgedanke, der einen Teil des Heldenkultes im Ersten Weltkrieg bildet, ist das dominante Leitmotiv, dem sich der Landsturmmann, oder allgemein jeder Soldat, der sich im neuen Männlichkeitsbild beweisen will, unterwerfen muss. Deshalb wird die Trauer beim Abschied auch nur bei Hinterbliebenen toleriert. Eigene Trauer eines aufbrechenden Soldaten würde als feige oder gar verräterisch angesehen werden, kam jedoch ebenfalls vereinzelt als Motiv in oppositionellen Texten vor.¹⁹⁴

192 Ludwig Thoma: Landsturmmanns Abschied. In: *Simplicissimus* 19 (1914), S. 400.

193 Ebd.

194 Siehe Kapitel 4.2.

3.2. Der religiöse Diskurs

Nicht nur die Schriftsteller erhofften sich vom Ersten Weltkrieg eine Katharsis und Erneuerung der Kultur, auch die Vertreter der Kirche hofften, dass der Krieg eine reinigende Wirkung auf die Bevölkerung hat. Man ging davon aus, dass „im Krieg und durch den Krieg [...] die Anhänger der SPD wieder zu treuen Christen werden [könnten].“¹⁹⁵ Aufgrund dieser Erwartungshaltung kam es zu keiner kirchlichen Opposition, weder von katholischer noch von evangelischer Seite aus. „Beide Kirchen gehörten vielmehr bis zum Zusammenbruch des Kaiserreiches im November 1918 zu den aktivsten Befürwortern des Krieges.“¹⁹⁶ Es erfolgte eine religiöse Legitimierung des Krieges von kirchlicher Seite aus, die die Euphorie der Bevölkerung maßgeblich unterstützte und zur aktiven Zustimmung zum Krieg erheblich beitrug. Durch diese kriegsbejahende Einstellung förderte die Kirche den religiösen Diskurs in der Literatur mit großem Erfolg. Denn viele apologetische Texte, nicht nur von geistlichen, sondern auch von weltlichen Schriftstellern, beinhalten verschiedene religiöse Diskurse, die mit dem allumfassenden Thema des Krieges verbunden werden. So lässt sich ein religiöser Bezug in mehr als jedem fünften der untersuchten Texte wiederfinden, bei den affirmativen Texten sogar beinahe in jedem Vierten.¹⁹⁷ Im Folgenden sollen nun diese Diskurse, die mit der Religion in Verbindung stehen, aufgeschlüsselt und näher beleuchtet werden.

3.2.1. Der Heilige Krieg

Wie bereits erwähnt, bildeten die christlichen Kirchen im Deutschen Reich keine Opposition zum Krieg, sondern nahmen eine apologetische Haltung ein. Der Krieg war für sie kein Widerspruch zur Nächstenliebe, sondern galt „als fester und unabänderlicher Bestandteil der

195 Münkler: Der Große Krieg 2013, S. 235.

196 Fries: Die große Katharsis 1995, Bd. 1, S. 181.

197 118 von 535 Texten haben einen direkten religiösen Bezug durch die Verwendung der Worte „Gott“ oder „heilig“. Bei den affirmativen Texten alleine haben 95 von 396 einen direkten religiösen Bezug.

göttlichen Weltordnung.¹⁹⁸ Damit wurde der Erste Weltkrieg nicht nur als etwas von Gott Gewolltes dargestellt und gleichzeitig legitimiert. Vielmehr wurde der deutschen Regierung auch jegliche Kriegsschuld abgesprochen, da man sich der göttlichen Fügung nicht widersetzen kann. Der Krieg als Wille Gottes war bereits vor dem Ersten Weltkrieg ein Motiv. Vor allem Expressionisten nutzten die Figur Gottes als Motiv des Richters, der die Menschen für ihre Sünden bestraft, indem er den Krieg über sie bringt. Dabei sind diese Gedichte vor allem „von wollüstigen Gewaltphantasien geprägt“¹⁹⁹. Auch in der nicht-expressionistischen Literatur des Ersten Weltkriegs ist die Aufgabe des Krieges als Bestandteil der göttlichen Ordnung „die Besinnung und geistige Reinigung der durch ihre Sünden schuldig gewordenen Menschen und Völker.“²⁰⁰ Durch diese Auffassung wurde der Krieg zu einem Heiligen Krieg umgedeutet.

Ein weiterer Faktor, der die Betrachtung des Krieges als einen Heiligen Krieg unterstützte, bestand in der Figur des Kaisers. Dieser bildete nämlich als Landesherr den obersten Bischof der evangelischen Kirche und wurde auch von der katholischen Kirche als unfehlbar betrachtet.²⁰¹ Damit hatte Kaiser Wilhelm II. sowohl die geistliche als auch die weltliche Autorität inne, weshalb „die Bejahung der Politik des Kaisers und die Befolgung der Erlasse der Obrigkeit zu einer religiösen Pflicht erhoben [wurde]. Patriotenpflicht und Christenpflicht fielen somit vollkommen zusammen“²⁰². Der weltliche Krieg wurde damit gleichzeitig zu einem Heiligen Krieg. Eine Betrachtungsweise, die in der Bevölkerung durchaus ihren Anklang fand, was sich anhand der apologetischen Schriften ableiten lässt. Auch Carl Hauptmann zählt zu den Autoren, die dieses Motiv aufgreifen. In seinem „Kriegsgesang“ schreibt er:

Aber wir Deutschen fürchten Gott,
sonst nichts ... wir bleiben gemut,
singt auch jedem das Todlied im Blut,
klingt doch hell von geheiligten Mären,

198 Fries: Die große Katharsis 1995, Bd. 1, S. 181.

199 Buelens: Europas Dichter und der Erste Weltkrieg 2014, S. 35.

200 Fries: Die große Katharsis 1995, Bd. 1, S. 182.

201 Vgl. ebd., S. 183.

202 Ebd.

die tausend Siege der Väter verklären.
 Wir ziehen einig von Heimat und Haus
 in den heiligen Krieg hinaus...
 und mähen wie stille Schnitter
 mit schneidendem Schwerte im Sonnenbrande...²⁰³

Interessant bei diesem Gedicht ist nicht nur die Thematisierung des „heiligen Krieges“, sondern vor allem der Kontext, in dem er genannt wird. Zu Beginn des Abschnitts wird noch von der Gottesfurcht der Deutschen gesprochen, direkt darauf wird der Krieg durch Erwähnung des „Todlied[s] im Blut“ thematisiert. Hier wird die religiöse Dimension unmittelbar von einer gewaltbeherrschten Stimmung abgelöst und dadurch ebenso in direkte Beziehung gesetzt. Dies wird noch zusätzlich unterstrichen, indem dieses Lied von „geheiligten Mären“ gesungen wird und deshalb einen heiligen Aspekt erhält, genau wie die Mordlust der Deutschen, die mit dem „Todlied“ ausgedrückt wird. Ebenso werden die „Siege der Väter“ von den „geheiligten Mären“ verklärt, sodass auch die Siege und damit die Kriege der Vorväter in einen religiösen Kontext gerückt und somit auch zu Heiligen Kriegen stilisiert werden. Nachdem in der folgenden Zeile – „Wir ziehen einig von Heimat und Haus“ – der beinahe obligatorische Diskurs der Volkseinheit eingebunden wird, erfolgt die erstmalige direkte Erwähnung des „heiligen Krieg[es]“. Somit wird der Heilige Krieg gleichzeitig mit der Volkseinheit verbunden, da dieser die Menschen zu einem vereinten Auszug bewegt.

Die Verbindung dieser Motive ist nicht zufällig gewählt. Denn „die Entstehung dieser Einheit galt nach kirchlicher Auslegung ausdrücklich als Wirken und Willen Gottes. Von beiden Kirchen wurde Gottes Wirken vollkommen mit dem neuen patriotischen Empfinden und Verhalten der Massen gleichgesetzt.“²⁰⁴ Damit wird auch die religiöse Kriegsliteratur zu Förderern der Ideen von 1914. Dieser Aspekt unterstreicht wieder die Bedeutung, die verschiedenen Diskurse nicht als getrennte Motive zu betrachten, sondern als zusammenhängende und sich gegenseitig unterstützende Instrumente, die die Euphorie der Bevölkerung am Krieg entfachen und aufrecht erhalten sollten. Auch in

203 Carl Hauptmann: Kriegsgesang. In: Berliner Tageblatt und Handels-Zeitung, Nr. 465 (13.09.1914), S. 9.

204 Fries: Die große Katharsis 1995, Bd. 1, S. 185.

Carl Hauptmanns Kriegsgesang wird durch die Verbindung des Diskurses der Volkseinheit und der Religion eine heilige, beinahe erhabene Atmosphäre geschaffen. Diese geheiligte Atmosphäre wird jedoch gleich in der nächsten Zeile wieder durch die Formulierung „wir mähen wie stille Schnitter/mit schneidendem Schwerte im Sonnenbrande“ zerstört. Alleine das Verb „mähen“ weist auf eine maschinelle und massenhafte Zerstörung von Leben hin, die in einem starken Kontrast zur religiösen Stimmung davor bildet. Dennoch werden die Aspekte der Gewaltverherrlichung, ja der anonymen Auslöschung von Menschenleben, und des „heiligen Krieg[es]“ in demselben Satz erwähnt, sodass diese eine Verbindung eingehen. Hier wird die Tradition der Gewaltverherrlichung in einem religiösen Kontext aus der expressionistischen Lyrik fortgeführt. Da dies bereits wenige Verse vorher geschieht, ist davon auszugehen, dass die Relation von Gewalt und Religion beabsichtigt ist und für den Autor keinen Widerspruch bildet. Vielmehr wird die Gewalt durch die Religion nicht nur legitimiert, sondern für heilig erklärt.

Auch auf die Problematik der Vereinbarkeit von Nächstenliebe mit Gewalt gegen andere Christen in einem Heiligen Krieg wird eine Antwort gefunden. Diese bietet Gottfried Buchmann am Ende seines Sonetts „Gott will den Kampf!“:

Uns schmerzt das Wort: Du sollst die Feinde lieben!
Und bluten still, indem wir grimmig hassen;
So stehen wir zerrissen, sturmgetrieben.
Doch die wir grübelnd an die Stirnen fassen,
Das sei als Trost in jedes Herz geschrieben:
Gott will den Kampf, weil er ihn zugelassen.²⁰⁵

Der Autor ist sich hier der eben geschilderten Problematik der Nächstenliebe durchaus bewusst und beschreibt, dass dies viele Zeitgenossen beschäftigt, da sie eigentlich ihrem Hass freien Lauf lassen wollen. Diese Ausübung wird ihnen jedoch von ihrem Gehorsam gegenüber Gott verboten, der ihnen gebietet, dass man die Feinde lieben soll, was zu einer inneren Zerrissenheit der Menschen führt. Die Antwort besteht wieder in der Legitimierung des Krieges durch Gott: Wenn dieser

205 Gottfried Buchmann: Gott will den Kampf! In: Hessenland 28 (1914), 1. Dezember-Heft.

nämlich den Kampf nicht verhindert, so ist davon auszugehen, dass er Gottes Wille ist. Da dieser Kampf auch Gewalt einschließt, ist diese ebenso von Gott gewollt, womit die Christen von ihrer Pflicht der Nächstenliebe entbunden werden und, gemäß des Sonetts, getröstet ihrem Hass nacheifern dürfen.

Eine weitere Dimension des Heiligen Krieges stellten die Soldaten dar, die in ihm kämpften. Durch die Vorstellung des Krieges als Heiligen Krieg wurden die Soldaten, die in ihm kämpften, als heilige Krieger für das Vaterland betrachtet, ähnlich dem *miles christianus* aus der mittelalterlichen Literatur.²⁰⁶ Wie bereits in den Kreuzzügen wird auch im Ersten Weltkrieg der Soldat zum verlängerten Arm Gottes, welcher „durch Kampf und Tod der heil’gen Pflicht/der schwarz-weiß-roten Flagge“²⁰⁷ folgt. Die Verbindung von patriotischem Gedankengut und religiösem Handeln ist keinesfalls eine Neuerscheinung der Literatur des Ersten Weltkriegs. Vielmehr steht das Motiv des „säkularisierten Patriotismus in direkter Nachfolge der nationalistischen Lyrik der Befreiungskriege von 1813/1814 gegen Napoleon.“²⁰⁸

Dass ein Heiliger Krieg auch Leiden hervorruft, wird auch in den apologetischen Texten thematisiert. Dabei sind jedoch zwei verschiedene Betrachtungsweisen zu unterscheiden. Die erste Dimension des Leids betrifft die Feinde, die im Sinne des religiösen Kontextes als „Höllenschar“²⁰⁹ oder „Teufel“²¹⁰ betitelt wurden. Durch solche Bezeichnungen wurde der Feind entmenslicht und die Gewalt legitimiert, sodass ihre Not keinen Widerspruch zur göttlichen Ordnung bildete, sondern vielmehr seinem Willen entsprach. Die zweite Dimension der Not betraf das eigene Volk, welches ebenfalls Leid zu ertragen hat. Diese Not ist allerdings ebenfalls heilig, da sie laut damaliger Meinung zum Heiligen Krieg gehörte und damit einen festen Bestandteil der göttlichen Ordnung bildete. Das Leid wurde „als höhere Schick-

206 Vgl. Grötzinger: Der Erste Weltkrieg im Widerhall des „Zeit-Echo“ (1914-1917) 1994, S. 172.

207 G. S.: Kriegers Abschied. In: Oberhessische Zeitung, 21.09.1914.

208 Grötzinger: Der Erste Weltkrieg im Widerhall des „Zeit-Echo“ (1914-1917) 1994, S. 176.

209 Dr. Lichtenstein: Deutscher Aar. In: Bonner Zeitung, Nr. 222 (14.08.1914), S. 3.

210 R.F. Günther: Vergiß es nie! In: Bonner Zeitung, Nr. 251 (12.09.1914), S. 3.

salsnotwendigkeit²¹¹ verstanden, welches ertragen werden musste. Gleichzeitig sah man darin „die weltgeschichtliche Initialzündung zur Erfüllung deutschen Schicksals“, bei der sich „eschatologische Projektionen epochalen Umbruchs mit der teleologischen Prädestinationsvorstellung von ‚Deutschlands Sendung‘, einem, , deutschen Weltberuf“²¹² überlagerten. Somit vollführte die heilige Not „bei allem Leid und bei aller Entbehrung, auch begrüßenswerte, notwendige, da purifizierende Wirkung.“²¹³ In diesem Zusammenhang ist es auch zu verstehen, dass die Heilige Not nicht als etwas Negatives angesehen wird, sondern als etwas Positives. So heißt es gar im Gedicht „An Goethe“: „Segne uns die heilige Not,/Daß sie uns befreie“²¹⁴. In diesen Versen steht der kathartische Gedanke im Vordergrund, weshalb die Not noch zusätzlich von Goethe gesegnet werden soll, obgleich sie bereits heilig ist. Auch solche Texte dienten dazu, das Negative im Krieg für die Bevölkerung in etwas Positives beziehungsweise Sinnvolles umzudeuten, um somit den Durchhaltewillen zu verstärken. Darüber hinaus „soll durch diese religiös-metaphysische Mystifizierung die realistische Dimension verschleiert bzw. ausgeblendet werden, um gegen die Gräueltaten des Krieges zu immunisieren, die Leidensfähigkeit zu steigern und ein kritisches Hinterfragen zu verhindern.“²¹⁵

3.2.2. Das Vertrauen auf Gott

Da die Deutschen den Krieg als Strafe Gottes für die Verfehlungen der Menschen ansahen, war es für sie eine logische Konsequenz, die durch zahlreiche apologetische Texte unterstützt wurde, dass die Deutschen

211 Nicolas Detering/Johannes Franzen: Heilige Not. Zur Literaturgeschichte des Schlagworts im Ersten Weltkrieg. In: Euphorion: Zeitschrift für Literaturgeschichte 107 (2013), H. 4, S. 463-500, S. 485.

212 Nicolas Detering/Johannes Franzen: Heilige Not. Zur Literaturgeschichte des Schlagworts im Ersten Weltkrieg. In: Euphorion: Zeitschrift für Literaturgeschichte 107 (2013), H. 4, S. 463-500, S. 477.

213 Ebd., S. 463.

214 U.R.: An Goethe. In: Berliner Tageblatt und Handels-Zeitung, Nr. 436 (28.08.1914), S. 3.

215 Grötzinger: Der Erste Weltkrieg im Widerhall des „Zeit-Echo“ (1914-1917) 1994, S. 177.

das Instrument dieser Gerechtigkeit bilden sollten. Denn als Volk hatte man sich nach zeitgenössischer Meinung nichts zuschulden kommen lassen, da man selbst stets den Frieden wahren wollte.²¹⁶ Auch hier bedingt wieder die Inszenierung des Krieges als reinen Verteidigungskrieg gegen den Willen Deutschlands, also einer zentralen Komponente der Ideen von 1914, ein wichtiges Motiv des religiösen Diskurses der Kriegsliteratur. Diesen Glauben an das eigene Auserwähltsein, welches seitens der Kirchen immer wieder bestätigt wurde, sahen die Deutschen durch die schnellen Siege an der Westfront zu Beginn des Krieges noch zusätzlich bestärkt. Denn ein Scheitern mit Gott an seiner Seite war nach damaligem Verständnis unmöglich. Diese Überzeugung lässt sich auch im Gedicht „Zum Sieg“ eines Autors, der lediglich mit A. H. angegeben wird, wiederfinden. Dort heißt es:

So manche Schlacht geschlagen
In diesem heiligen Krieg,
Und nie wir unterlagen,
Es folgte Sieg auf Sieg.
Mit Gottes Hilfe tragen
Wir nie der Knechtschaft Joch.
Mit Gottes Hilfe schlagen
Wir alle Feinde noch!²¹⁷

Zunächst wird hier noch einmal darauf hingewiesen, dass es sich beim Krieg um einen „heiligen Krieg“ handelt. Ein Heiliger Krieg, in dem man noch keine einzige Schlacht verloren hat, was nur ein Verweis auf Gottes Beistand sein kann. So wird auch gleich im nächsten Vers darauf hingewiesen, dass diese Siege gegen die Feinde nur mit Gottes Hilfe errungen werden konnten. Da sich dieser Beistand in Zukunft fortsetzen wird, zumindest laut Überzeugung des Autors, können auch in Zukunft alle Feinde besiegt werden. Das Vertrauen in Gott resultiert damit in einer tiefen Siegesgewissheit. Die Bedingung dafür wird gegen Ende des Gedichts genannt. Sie besteht nämlich lediglich darin zu geloben, „stets Gott dem Herrn zu trauen“²¹⁸, womit das Vertrauen in Gott noch einmal explizit genannt wird.

216 Vgl. Fries: Die große Katharsis 1995, Bd. 1, S. 184.

217 A.H.: Zum Sieg! In: Zeitung für das Dillthal, 26.08.1914.

218 Ebd.

Selbst der Tod der Soldaten war kein Grund, dieses Vertrauen in Gott zu verlieren. Denn der Tod auf dem Schlachtfeld bildete eine „ganz besonders wertvolle Form der ‚Buße‘“²¹⁹ und war somit ebenfalls ein Dienst an Gott. Auch hier lässt sich wieder ein Bezug zu den Kreuzzügen finden, deren Konzept ebenfalls „mit der Hoffnung auf Vergebung der Sünden“²²⁰ in Zusammenhang steht. So bekam auch der Opfertod neben der bereits in Kapitel 3.1.2. ausgeführten Bedeutung noch eine zusätzliche, nämlich religiöse Komponente, die enormes Begeisterungspotenzial besaß: „Der Opfertod im ‚heiligen Krieg‘ wird so zu einer letzten Kategorie im Stigmatisierungsarsenal der Nation im Krieg, vielleicht, jedenfalls zu Beginn des Krieges und auf die Jugend abzielend, zur treffsichersten.“²²¹

3.2.3. Feuer und Weltenbrand

In der Tradition des Expressionismus sind die Motive des Weltenbrandes und der Apokalypse zu sehen, mit denen der Krieg oftmals charakterisiert wird, durchaus auch in einem religiös-mythologischen Kontext. Die Expressionisten der Vorkriegszeit, wie etwa Georg Heym, sahen im Krieg eine Möglichkeit „zur Befreiung und zur ekstatischen Entgrenzung des einzelnen“²²². Man sehnte die Apokalypse als Untergang einer alten, verdorbenen Welt herbei, damit eine neue entstehen kann. Politische Krisen verstärkten den Glauben der Expressionisten daran, dass Apokalypse und Krieg zusammenhängen und der Krieg die Reinigung der Welt bewirken kann.²²³ Damit erhält der Krieg eine mystische und gleichzeitig eine durchaus positive Konnotation als Symbol des Aufbruchs. Auch in den apologetischen Texten des Ersten Weltkriegs wird das Symbol des Weltenbrandes als eine positive Chance bewertet. In Max Bernsteins Gedicht „Es ist ein Grab auf grüner

219 Fries: Die große Katharsis 1995, Bd. 1, S. 182.

220 Hilbert Weddige: Einführung in die germanistische Mediävistik, 7. Aufl., München 2008, S. 280.

221 Flemming/Ulrich: Heimatfront 2014, S. 35.

222 Fries: Die große Katharsis 1995, Bd. 1, S. 97.

223 Vgl. Steffen Bruendel: Nachdenken über das Ende: Die Apokalypse als Thema in Kunst und Literatur. In: Tel Aviver Jahrbuch für Deutsche Geschichte (2015), H. 43, S. 53-84, S. 62.

Halde...“, welches er Otto von Bismarck widmet, wird der Weltenbrand als Zeitenwende angesehen. Er schreibt:

Er schläft... Wir aber müssen wachen,
 Bis einst, des großen Streits Ertrag,
 Dem Weltenbrand, den sie entfachen,
 Entsteigt der neue deutsche Tag!²²⁴

In diesen Versen werden die positiven Nachwirkungen des Weltenbrands beschrieben. Der Weltenbrand, der von den Feinden verursacht wurde, womit wieder einmal die Kriegsschuld von Deutschland abgewiesen wird, dient dem Reich als Chance, eine neue Zeit zu beginnen. Die Rede ist hier von einem „deutsche[n] Tag“, sprich einer Zeit, welche vom Deutschen Reich dominiert sein wird. Gleichzeitig erweckt die Darstellung eines Weltenbrandes den Eindruck, dass sich der Krieg auf die gesamte Welt erstreckt. Damit erweitert sich auch „des großen Streits Ertrag“, wie es in Bernsteins Gedicht heißt, auf die Dimension der ganzen Welt.

Der religiöse und mythische Aspekt des reinigenden Feuers steht auch bei Hans Krailsheimers Sonett „Unser ist die Glut“ im Vordergrund. Über die Zeit des Krieges schreibt er:

So brenne denn Jahrzehnt! Der Flammenschein,
 der deine Himmel gellend überzündet,
 mag Morgen- oder Abendröte sein –
 Wir sind gesegnet: das erlöste Blut
 ist plötzlich dem Unendlichen verbündet.
 Wir sind gesegnet. Unser ist die Glut!²²⁵

Anders als bei Bernstein wird hier keine Schuld an den Flammen vergeben. Im Vordergrund steht die „säkularisierte heilsgeschichtlich-apokalyptische Deutung des Krieges als kosmisches Weltprinzip in der Bildlichkeit einer Naturgewalt“²²⁶, wodurch der Text mehr noch als Bernsteins Verse in der expressionistischen Tradition steht. Die Naturgewalt ist in Krailsheimers Sonett das Feuer, welches explizit willkommen heißen und durch den letzten Ausdruck „Unser ist die Glut“ für

224 Bernstein, Max: Es ist ein Grab auf grüner Halde... In: Berliner Tageblatt und Handels-Zeitung, Nr. 575 (11.11.1914), S. 3.

225 Hans Krailsheimer: Unser ist die Glut. In: *Simplicissimus* 19 (1914), S. 374.

226 Grötzinger: Der Erste Weltkrieg im Widerhall des „Zeit-Echo“ (1914-1917) 1994, S. 166.

die Nation vereinnahmt wird. Da sich der Autor durch diese Annahme gesegnet fühlt, bekommt auch die Glut eine heilige Dimension zugewiesen. Auch die Thematisierung des Himmels unterstützt diese religiöse Atmosphäre, ebenso wie die Erwähnung des „Unendlichen“. Die kathartische Wirkung des Weltenbrandes wird durch das „erlöste Blut“ noch einmal explizit hervorgehoben. Vor diesem Hintergrund ist es dem Autor auch einerlei, ob eine neue Zeit anbricht, oder eine Zeit zu Ende geht²²⁷, wichtig ist die Zeitenwende, die durch das Feuer ausgelöst wird. Denn durch das Bündnis des erlösten Blutes mit dem Unendlichen ist gewiss, dass die Zeitenwende für Deutschland eine positive Bedeutung hat. Interessant ist jedoch die zeitliche Dimension, die in dem Gedicht ausgedrückt wird. Durch die Formulierung „So brenne denn, Jahrzehnt!“ wird ausgedrückt, dass sich der Krieg auf das ganze Jahrzehnt erstrecken wird. Zum Entstehungszeitpunkt des Textes, im September 1914, ging man jedoch noch von einem kurzen Krieg aus²²⁸. Dies erweckt den Eindruck, dass die Nachwirkungen des Feuers die bloße Zeit des Krieges noch überdauern wird.

3.3. Historischer Diskurs

3.3.1. Die Einordnung des Krieges in die nationale Geschichte

Neben dem nationalen und dem religiösen Diskurs gab es auch viele Motive, die sich unter der Topik eines historischen Diskurses zusammenfassen lassen. Diese historische Kriegspublizistik trat vor allem zu Beginn des Krieges auf, woraus man schließen kann, dass die Einordnung in einen historischen Kontext wichtig für die Sinngebung des Krieges war. Entscheidend dabei war die richtige Darstellung dieser historischen Zusammenhänge. Historische Fakten waren nur von sekun-

227 „Der Flammenschein,/ [...] mag Morgen- oder Abendröte sein – “. Krailsheimer: Unser ist die Glut 1914, S. 374.

228 Der österreichische Schriftsteller Paul Rosegger schreibt zum Beispiel noch im August 1914: „Wir säen jetzt bald das Winterkorn auf den Acker; wenn es aufgrünt im nächsten Frühjahr, wird der Sturm vorbei sein. Unsere lieben Söhne und Brüder werden wieder daheim sein [...]“. Paul Rosegger: Arbeit und Vertrauen. In: Berliner Tageblatt und Handelszeitung, Nr. 435 (28.08.1914), S. 2.

därem Interesse, vielmehr kam es auf eine „glorifizierende Darstellung vergangener Leistungen des eigenen Volkes“²²⁹ an, die als eine Art „Präzedenzfälle“²³⁰ für den gerade begonnenen Krieg genutzt wurden. Zusammen mit der Sinngebung des Krieges und der Verbreitung nationaler Euphorie erfüllt die Kriegsliteratur des historischen Diskurses damit eine der hauptsächlichen Funktionen der affirmativen Literatur zu Beginn des Ersten Weltkriegs²³¹. Dazu gehört auch der Versuch der Einordnung des Ersten Weltkriegs in die nationale Geschichte, um diese „Historie politisch-propagandistisch [...] furchtbar zu machen.“²³² Dabei sind vor allem „solche Epochen der nationalen Geschichte (bzw. deren hervorragende Protagonisten) in das Blickfeld der Schriftsteller geraten, die geeignet waren, bei den Lesern von 1914 patriotische Zuversicht und Begeisterung zu evozieren.“²³³ Besonders beliebt waren daher Vergleiche mit zuvor erfolgreich geführten Kriegen, wie dem Befreiungskrieg von 1813 gegen Napoleon und dem deutsch-französischen Krieg von 1870/71²³⁴.

Die Verbindung des Ersten Weltkriegs mit vorangegangenen Kriegen wird auf verschiedene Arten erzeugt. Eine gern genutzte Variante ist die Schilderung einer Begegnung mit Veteranen. Als Beispiel dient das Gedicht „Der Alte“ von Max Bernstein. Es handelt von einem lyrischen Ich, welches in einem Kaffeehaus einem alten Mann begegnet, „Ein Kreuz – von Siebzig – hat er an“²³⁵. Mit dem Kreuz als Bezeichnung für einen Orden wird der Veteran gleich als ehrenhafter Soldat gekennzeichnet. Das lyrische Ich beginnt ein Gespräch mit ihm und fragt: „Nach dem, was Sie dereinst erfahren - /Ist er zu teuer nicht, der Sieg?“ Das lyrische Ich weist also auf die negativen Erscheinungen des

229 Eckart Koester: Literatur und Weltkriegsideologie. Positionen und Begründungszusammenhänge des publizistischen Engagements deutscher Schriftsteller im Ersten Weltkrieg, Kronberg/Ts. 1977, S. 156.

230 Ebd.

231 Ausführlicheres zu den Funktionen der Kriegsliteratur in Kapitel 6 dieser Arbeit.

232 Koester: Literatur und Weltkriegsideologie 1977, S. 155.

233 Ebd.

234 Vgl. Gangolf Hübinger: Die Intellektuellen und der „Kulturkrieg“ (1914-1918). In: Faszination und Schrecken des Krieges, hg. von Notger Slenczka, Leipzig 2015, S. 11-26, S. 11.

235 Max Bernstein: Der Alte. In: Berliner Tageblatt und Handels-Zeitung, Nr. 604 (27.11.1914), S. 2.

Krieges hin und äußert sich besorgt, obgleich der Sieg selbst, wie es für die affirmative Kriegsliteratur typisch ist, nicht angezweifelt wird. Die Antwort des Alten folgt in der letzten Strophe des Gedichts:

Als hätte meine laute Weise
Ihm einen tiefen Traum verscheucht:
,Jetzt möchte ich jung sein!‘ sprach er leise
Und seine Augen wurden feucht....²³⁶

Zunächst einmal ist festzustellen, dass der Veteran aus dem Krieg von 1870/71 darüber trauert, zu alt für den Krieg von 1914 zu sein. Damit dient er als Musterexemplar eines deutschen Mannes, denn wie bereits im Verlauf der Arbeit festgestellt, ist die freiwillige Meldung zum Kriegsdienst Kennzeichen eines männlichen Ideals. Gleichzeitig werden die zuvor durch das lyrische Ich thematisierten negativen Aspekte durch das Verhalten des Veteranen verharmlost. Denn ein Soldat, der bereits die wahre Dimension des Krieges kennen gelernt hat und trotzdem darüber trauert, nicht mitkämpfen zu dürfen, vermittelt den jungen Menschen die Botschaft, dass der Krieg ein Ort ist, zu dem man gerne wieder zurückkehren möchte. Das Gedicht nutzt somit die Verbindung mit dem Krieg von 1870/71, um neue Freiwillige zu werben, das Idealbild eines Soldaten zu beschreiben und die Realität des Krieges zu verharmlosen.

Ein weiterer Versuch, den Krieg in einen historischen Kontext einzuordnen, bezieht sich auf die Idee der Volkseinheit, die zu Kriegsbeginn aufkam. Denn „die Geschlossenheit der Parteien, der Schichten und Klassen, schließlich auch der Konfessionen, ließ bei vielen die Vorstellung aufkommen, der Krieg von 1914 sei der dritte Reichseinigungskrieg, in dem das von Bismarck begonnene Werk vollendet würde.“²³⁷ Dies kann man daran erkennen, dass Bismarck, neben Friedrich II., eine der wichtigsten Persönlichkeiten der Kriegsliteratur des historischen Diskurses ist²³⁸. So heißt es im Gedicht „Es gilt!“ eines lediglich mit „L. G.“ angegebenen Autors:

Und was wir anno 70 vollbracht,

236 Max Bernstein: Der Alte. In: Berliner Tageblatt und Handels-Zeitung, Nr. 604 (27.11.1914), S. 2.

237 Münkler: Der Große Krieg 2013, S. 233.

238 Vgl. Koester: Literatur und Weltkriegsideologie 1977, S. 158.

Das wird jetzt wieder nachgemacht.
 Unser Bismarck droben zu Moltke spricht:
 ‚Gottlob, es sind noch die Alten!
 Was wir geschmiedet mit Eisen und Blut,
 Sie werden es treulich erhalten [...]‘²³⁹

Der Erste Weltkrieg wird hier mit dem Krieg von 1870/71 direkt in Beziehung gesetzt, indem die Überzeugung formuliert wird, dass sich der Sieg wiederholen wird. An dieser Stelle kann man gut erkennen, wie der deutsch-französische Krieg als Präzedenzfall für den Ersten Weltkrieg genutzt wird. Dabei kommt es nicht darauf an, ob diese Kriege tatsächlich vergleichbar sind, was sich alleine aufgrund der teilnehmenden Parteien infrage stellen lässt, sondern lediglich um die Entfaltung von Euphorie und die Erzeugung von Selbstbewusstsein. Dieses Selbstbewusstsein wird von Bismarcks Aussage noch zusätzlich gestärkt, da es sich noch immer um „die Alten“ handelt, sprich um die gleiche Sorte Mensch, die den Krieg vor rund 40 Jahren bereits gewann. Der Stolz, welcher in Bismarcks Aussage zu vernehmen ist, zeigt zugleich, dass sich Deutschland auf einem richtigen Weg mit dem Krieg befindet, was bei einem so hoch angesehenen Staatsmann, wie Bismarck es auch nach seinem Tod noch war, großes Gewicht besitzt. Damit sollen die Leser, also das Volk, vom Krieg und seinem siegreichen Ausgang überzeugt werden. In anderen Texten, in denen Frankreich als „der alte Erbfeind“²⁴⁰ bezeichnet wird, ist ebenfalls von der Wiederholung des Sieges vom deutsch-französischen Krieg die Rede. Hier wird der Erste Weltkrieg als eine Art Fortsetzung des damaligen Krieges inszeniert, in dem es darum geht, den immer wiederkehrenden Feind erneut zu schlagen. Damit wird dem Ersten Weltkrieg ein konkreter Sinn zugewiesen, mit dem man das Volk begeistern kann, da man nur auf den Sieg des letzten Krieges hinweisen muss.

3.3.2. Die Rolle der Abstammung

Auch die Ahnen der Deutschen werden im Kontext des historischen Diskurses thematisiert. Dabei spielt hauptsächlich die Darstellung

239 L. G. :Es gilt! In: Bonner Zeitung, Nr. 223 (15.08.1914), S. 3.

240 Alwin Römer: Schlacht sie auf's Haupt! In: Zeitung für das Dillthal, 11.08.1914.

Deutschlands als Nachfolger Germaniens eine Rolle. Dies äußert sich, indem die Begriffe wie Deutschland und Germanien parallel genutzt werden, wobei die Begriffe sich in ihrer Bedeutungsebene voneinander unterscheiden lassen. Zu sehen ist dies unter anderem bei Konrad Ries' Gedicht „Von deutscher Treue“. Hier heißt es:

Treulos von Albion entzügelt zum Morden,
Wühlt von Romanen und Slaven ein Heer
Rings um Germanien in gierigen Horden;
Feinde im Osten, im Westen, im Norden -
Deutschland, Alldeutschland, nun hoch deine wehr!²⁴¹

In einem Kontext, in dem es vor allem um die ethnische Zugehörigkeit geht, wird hier von Germanien gesprochen, während das kämpfende Land als „Deutschland“ beziehungsweise „Alldeutschland“ betitelt wird. Später heißt es im Gedicht weiter: „Heil euch ihr Wächter germanischer Ehre!/Sieg euch, ihr Meister teutonischer Wehre!“²⁴² Auch hier wird wieder der Begriff des Germanen genutzt und zwar in einem Zusammenhang, in dem es vielmehr um das historische Erbe der Nation geht als um aktuelle Verhältnisse. Zugleich schreibt der Autor auch: „Kühn über Gallien, in ruhmreichen Taten,/Bricht der Germane zum Briten sich Bahn“²⁴³, womit er zwar die aktuell kämpfenden Soldaten der deutschen Nation als Germanen beschreibt. Diese Beschreibung geschieht jedoch in einem Kontext, in dem es wiederum um ruhmreiche, beinahe heldenhafte Taten geht, die schließlich nur ausgeführt werden, um die Ehre Germaniens zu retten. Damit lässt sich feststellen, dass Germanien als Begriff in einem historischen Zusammenhang genutzt wird, um sich auf das heldenhafte Erbe der Nation zu berufen.

Eine ähnliche Abgrenzung lässt sich bei dem Begriff des Teutonen vornehmen, welcher ebenfalls in dem oben zitierten Gedicht auftritt, insgesamt in der Kriegsliteratur von 1914 jedoch eine untergeordnete Rolle spielt. Texte, die diesen Begriff nutzen, verwenden ihn in einem Kontext, bei dem es um die Wut der Deutschen geht, die jedoch positiv konnotiert ist. So ist die Rede von „der Teutonen zornig Kampfes-

241 Konrad Ries: Von deutscher Treue. In: Coburger Zeitung, Nr. 281 (01.12.1914), S. 2.

242 Ebd.

243 Ebd.

lied“²⁴⁴ oder dem Ausdruck „Furor teutonicus“²⁴⁵. Vor allem der Ausdruck des „furor teutonicus“ in Wincklers gleichnamigen Gedicht ist historisch stark beladen, bildet er doch „das älteste Urteil über das Handeln der Deutschen als Volk, das sich erhalten hat“²⁴⁶. Der Begriff wurde zum ersten Mal vom römischen Dichter Lucan benutzt, um die deutschen als „aufbrausend, gezüchtigt, beschämt“²⁴⁷ zu charakterisieren. Im Kontext des Gedichtes wird der Ausdruck jedoch positiv umgewandelt und nimmt die Angst des Feindes vor einem solch ungezügelter Volk als etwas Gutes wahr, das man für die eigenen Ideen instrumentalisieren kann. Man beruft sich auf den berühmten Zorn der Teutonen, um die Kampfkraft und auch Kampflust der deutschen Soldaten hervorzuheben.

3.4. Siegesgewissheit

Das Motiv des Sieges stellte ein für die Propaganda ungemein wichtiges Symbol dar. Vor allem in den ersten Kriegswochen überfluteten die Siegeskunden die Zeitungen und erschufen damit die Vorstellung der Unbesiegbarkeit der deutschen Armee. Durch die Zensur, aber auch durch die schriftstellerische Darstellung der Siege, konnte dieser Mythos mit mehr oder weniger großem Erfolg für lange Zeit aufrecht erhalten werden, da erst kurz vor Kriegsende Juni 1918 „die letzten Siegesträume zerstoben waren“²⁴⁸. Doch vor allem im Jahr 1914 erzeugten die kriegsaffirmativen Texte eine unerschütterliche Siegesgewissheit. Hierfür werden verschiedene Methoden genutzt, die anhand exemplarischer Texte in diesem Kapitel kurz vorgestellt werden sollen.

244 Christian Sümmerer: Der Alte im Sachsenwalde. In: Coburger Zeitung, Nr. 186 (11.08.1914), S. 2.

245 A.J. Winckler: Furor Teutonicus. In: Zeitung für das Dillthal, 14.08.1914.

246 Johannes Fried: Die Anfänge der Deutschen. Weg in die Geschichte, Berlin 2015, S. 19.

247 Johannes Fried: Die Anfänge der Deutschen. Weg in die Geschichte, Berlin 2015, S. 19.

248 Rainer Traub: Funke der Empörung. In: Der Erste Weltkrieg. Geschichte einer Katastrophe, hg. von Annette Grossbongardt, Uwe Klussmann und Joachim Mohr, München 2014, S. 247-251, S. 247.

Die erste Methode, die Siegesgewissheit beim Volk zu erzeugen, ist die Thematisierung des Sieges bei einzelnen Schlachten. Diese Texte für sich genommen konnten zwar keinen Mythos kreieren, traten jedoch in einer solchen Fülle auf, dass der Leser ständig mit den Siegen der Armee konfrontiert wurde, denen keine Berichte über Niederlagen gegenüber standen. So musste sich beim Leser der Eindruck bilden, dass die Armee immer siegt und in der Konsequenz den Krieg gewinnen wird.

Ein Beispiel solcher Literatur ist das Gedicht „Lüttich“ von Paul Dietz, welches der Eroberung von Lüttich, „dem wichtigsten Ziel der deutschen Operationen in den ersten Tagen“²⁴⁹, gewidmet ist. Das Ziel war von großer Bedeutung, um den Schlieffen-Plan umzusetzen, demzufolge die deutsche Armee über Belgien in Frankreich einmarschieren sollte, um die gut befestigte deutsch-französische Grenze zu umgehen und Frankreich eine schnelle Niederlage zuzufügen²⁵⁰. Die Eroberung von Lüttich ging daher mit einer großen Euphorie einher, die sich auch in Dietz' Gedicht erkennen lässt:

Es rauscht wie junger Lorbeer
Uns schon ums Siegerhaupt,
Alt-Lüttich wurde unser,
Wer hätt' es je geglaubt!
Mit deutschem, kühnem Wollen
Wir nahmen es im Sturm,
Und Siegesglocken läuten
Durchs Land von Turm zu Turm.²⁵¹

Obleich der Sieg hier für den Autor anscheinend überraschend kommt – „Wer hätt es je geglaubt!“ – wird die Art des Sieges durch die Formulierung „Wir nahmen es im Sturm“ als einfaches Unterfangen dargestellt. Dass der Sieg im ganzen Land bejubelt wird, unterstreicht wiederum die enorme Bedeutung des Sieges, ebenso wie die Form des Siegesgefühls, welches durch das „rauscht“ im ersten Vers einen ekstatischen Aspekt zugesprochen bekommt. Somit konnte die Überzeugung eines Sieges durch die zu Beginn des Krieges tatsächlich erfolgten militärischen Siege verstärkt werden.

249 Epkenhans: Der Erste Weltkrieg 1914-1918 2015, S. 125.

250 Vgl. ebd., S. 48.

251 Paul Dietz: Lüttich. In: Hessenland 28 (1914), 2. August-Heft.

Eine andere, ebenfalls häufig genutzte Methode zur Erschaffung von Siegesgewissheit war die ständige Thematisierung eben jener. Durch die omnipräsente Gewissheit, dass der Krieg durch einen deutschen Sieg beendet wird, wird auch der Leser irgendwann diese Meinung teilen. Die Begründung dieser tiefliegenden Überzeugung haben dabei ganz unterschiedliche Ursachen. Eine dieser Ursachen ist die Annahme einer deutschen Unschuld am Krieg und der daraus folgenden Gerechtigkeit der deutschen Sache²⁵². So ist in diversen Gedichten die Formulierung zu lesen „Nur der Gerechte siegt!“²⁵³ oder allgemein „die Gerechtigkeit siegt!“²⁵⁴, womit selbstverständlich auch Deutschland gemeint ist.

Ebenfalls eine große Rolle spielt die Überzeugung für Gott zu kämpfen, denn „da Gott ja auf deutscher Seite stand, konnte es für die Zeitgenossen im Reich auch keinen Zweifel an einem Sieg der deutschen Truppen über die Widersacher geben“²⁵⁵. So heißt es bei H. Kuno entsprechend: „Mit Gott erringen unsre tapfern Scharen/Zum dritten Male den gerechten Sieg“²⁵⁶, womit er die beiden Überzeugungen der Gerechtigkeit und des Gottesbeistands sogar verbindet.

Viele Texte versuchen es jedoch gar nicht mit einer Argumentation, mit der sie von einem deutschen Sieg überzeugen wollen, sondern propagieren ihn schlicht mit euphorischem Beiklang. So hält es auch Walter Profft in seinem Gedicht „Dem Vaterland“, in welchem er schreibt: „Es jauchzt das Schwert in Deiner Hand,/Hurra! Du deutsches Vaterland,/Wir wollen und werden siegen!“²⁵⁷ Wie bereits erwähnt, geht der Überzeugung „Wir wollen und wir werden siegen!“ keinerlei logische Argumentation voraus, allein der Wille des Triumphs scheint hier als Argument ausreichend. Trotzdem kann man davon ausgehen, dass die bloße Wiederholung der Siegesgewissheit in der Vielzahl an affirmativer Kriegsliteratur dazu ausreichte, die Leser vom Triumph deutscher Truppen zu überzeugen. Zahlreiche Motive

252 Siehe Kapitel 3.1.4.

253 E.P.K.: Soldau und Lüttich. In: Coburger Zeitung, Nr. 185 (09.08.1914), S. 1.

254 Walther Sturm: Nun brandet der Krieg. In: Coburger Zeitung, Nr. 271 (18.11.1914), S. 4.

255 Fries: Die große Katharsis 1995, Bd. 1, S. 185.

256 Kuno: Kennt ihr uns nicht 1914, 1. August-Heft.

257 Walter Profft: Dem Vaterland. In: Zeitung für das Dillthal, 17.08.1914.

der Ideen von 1914 unterstützen dieses Vorhaben sicherlich dabei, indem sie die Überlegenheit deutscher Kultur oder die heroischen Tugenden der Soldaten hervorhoben, wodurch sich der Eindruck feindlicher Unterlegenheit und damit einhergehend die Überzeugung eines deutschen Sieges beim Leser einstellen musste.

3.5. Die Funktion und Rolle der Frau

Der Erste Weltkrieg ging als erster totaler Krieg in die Geschichte ein, da er die Beteiligung der gesamten Bevölkerung erforderte.²⁵⁸ Damit wurden auch die Frauen aktiv am Krieg beteiligt, weshalb auch sie als Motiv für die affirmative Literatur instrumentalisiert wurden. In diesem Kapitel soll nun gezeigt werden, auf welche Weise diese Inszenierung erfolgte.

Entscheidend für die Art der Darstellung der Frau ist immer ihr Bezug zum Mann, da die Frau in der Kriegsliteratur in der Regel nicht selbstständig auftritt, sondern in ihrem Verhalten immer über die Zustände des Mannes und ihre Beziehung zu diesem definiert wird. So war auch ihre Wahrnehmung des Krieges meist nicht, wie bei den Männern, von Euphorie geprägt, er bedeutete „nicht Aufbruch in das große, feministische Abenteuer, sondern die Verpflichtung, angesichts der heroischen Taten der männlichen Bevölkerung ihren eigenen Teil zu leisten.“²⁵⁹

Dies bedeutet jedoch nicht, dass nicht auch Frauen heroische Tugenden zugesprochen wurden. Vielmehr wurde auch für sie ein Tugendkatalog aufgestellt, durch den sich Frauen in Kriegszeiten auszeichneten. Diese Tugenden werden in Paul Bergs Novelle „Deutscher Frauen Heldensinn“ beschrieben. In seiner Geschichte geht es um eine junge Frau namens Marie, deren Mann auf einem Schiff Kriegsdienst

258 Vgl. Helga Schreckenberger: Frauen an der Front. Der Erste Weltkrieg und seine Folgen für weibliches Selbstverständnis. In: Krieg und Literatur, Bd. 12: Information Warfare. Die Rolle der Medien (Literatur, Kunst, Photographie, Film, Fernsehen, Theater, Presse, Korrespondenz) bei der Kriegsdarstellung und -deutung, hg. von Claudia Glunz, Thomas F. Schneider und Artur Pelka, Osnabrück 2006, S. 135-146, S. 135.

259 Schreckenberger: Frauen an der Front 2006, S. 139.

leistet. Sie erhält jedoch keinerlei Neuigkeiten oder Briefe von ihm und macht sich dementsprechend große Sorgen. Doch anstatt zu trauern, wird ihr stets gesagt, sie solle „warten und schweigen.“²⁶⁰ Sie hält sich an diese Anweisung und zeigt, „tapfer ihrem Gott ergeben“²⁶¹, keine Emotionen mehr. Nach einigen Wochen erhält sie schließlich die Nachricht, dass ihr Mann eine schwere Schlacht schwer verletzt überlebt habe und mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet wurde. Nach Erhalten dieser Nachricht heißt es über Marie: „Leuchtend floß es wie überirdische Kraft über ihr verhärmted Gesicht. Und die Eltern konnten ihre Blicke nicht abwenden von der heldischen deutschen Seemannsfrau.“²⁶² Die Tugenden des Wartens und Schweigens, verbunden mit dem Vertrauen auf Gott, werden in dieser Geschichte als die entscheidenden Kriterien für das Verhalten einer Frau in der Heimat aufgeführt. Erfüllt sie diese, so kann auch sie zu einer Heldin werden. Da auch beim Mann die Pflichterfüllung, die ebenfalls oftmals im Warten innerhalb des Schützengrabens besteht, sowie das Gottvertrauen zu heroischen Tugenden erhoben werden, überschneiden sich hier die Anforderungen an Mann und Frau im Krieg.

Andere Texte ergänzen diese Tugenden noch, indem sie fordern: „Seid auch Ihr mutig, treu und fest und stark“²⁶³ oder eine Verbundenheit zu ihrem Mann postulieren, die auch den Tod der Frau erfordert, falls der Mann im Feld stirbt. Diese Vorstellungen stammen dabei nicht nur von Männern, sondern sind in diesem Fall den Texten von weiblichen Schriftstellerinnen entnommen. Die Forderung, dem Mann nach dem Tod ins Grab zu folgen, wurde in Annemarie von Aathulius in ihrem Gedicht „Abschied“ proklamiert.²⁶⁴ Diese Forderung verdeutlicht die starke Abhängigkeit der Frau vom Mann auch oder eher vor allem in Zeiten des Krieges.

260 Paul Berg: Deutscher Frauen Heldensinn. In: Bonner Zeitung, Nr. 288 (19.10.1914), S. 3.

261 Ebd.

262 Ebd.

263 Marie Runge: Aufruf an die deutschen Frauen. In: Oberhessische Zeitung, 05.08.1914.

264 „Und trifft eine falsche Kugel dein Herz/[...]/Dann wuchs auch für mich das kühlende Erz - / Du gingst mir im Tode voran!“. Annemarie von Aathulius: Abschied. In: Berliner Tageblatt und Handels-Zeitung, Nr. 453 (07.09.1914), S. 6.

Aus der anderen Perspektive, also aus der des Mannes, der von seiner Frau getrennt ist, wird die Sehnsucht nach der Geliebten nicht eindeutig bewertet. So gibt es Texte, die über die Soldaten schreiben:

Doch läßt die Liebe er zu Haus,
So bald es geht zum Streite,
Und nur sein Haß der zieht hinaus,
Mit ihm dann in die Weite.“²⁶⁵

In diesen Versen wird eine klare Hierarchie geschaffen. Der Soldat, beziehungsweise der Reiter, um den es im Gedicht geht, ist zwar seinem „Mägdelein“ in Liebe verbunden, doch zählt außerhalb der heimischen Sphäre nur der Hass gegenüber dem Feind. So heißt es auch später: „Das Vaterland gilt heut allein“. Die Sehnsucht nach der Frau kommt dabei nicht vor. Sie wird zwar als Geliebte dargestellt, diese Liebe kann jedoch nur in Zeiten des Friedens stattfinden. Dadurch wird jedoch gleichsam die Frau, oder vielmehr die Liebe zur Frau, als Symbol der Friedenszeit erhoben.

Neben der Figur der Geliebten tritt die Frau vor allem als Mutter in der affirmativen Kriegsliteratur auf. Wie bereits in Kapitel 3.1.7 erwähnt, wurde über das angemessene Verhalten einer Mutter im Krieg durchaus diskutiert²⁶⁶. Diese Diskussion bestand darin, ob eine Frau über den Verlust beziehungsweise den Abschied des Sohnes klagen darf, oder ob man nicht stolz darauf sein muss, dass der Sohn für das Vaterland in den Krieg zieht. Doch selbst solche Texte, die der Mutter die Trauer zugestanden, forderten, dass diese im Stillen vollzogen werden sollte.²⁶⁷ Dabei wird die Trauer der Mutter häufig als Motiv der apologetischen Literatur genutzt, dabei jedoch in etwas Positives umgedeutet. Man wollte wohl den negativen Emotionen, die mit dem Krieg einhergingen, gleich entgegenwirken und dem Tod der verstorbenen Söhne einen Sinn geben. So heißt es auch in Julius Berstls Gedicht „Verlustliste“:

...Eine Mutter weint.
In ihrem Leid
Scheint aller Schmerz der Welt vereint.
Aber zutiefst im Augenlicht,

265 Wilhelm Schulz: Der deutsche Reiter. In: *Simplicissimus* 19 (1914), S. 376.

266 Vgl. Fehleemann: *Building Home* 2014, S. 80.

267 Vgl. ebd., S. 81.

Hinter Schleiern von Tränen, unendlich weit,
Keimt doch ein Schimmer von Zuversicht.²⁶⁸

Die Trauer der Mutter wird also nicht negiert, sondern akzeptiert. Doch ihr wird Trost zugesprochen, der darin besteht, dass der Sohn „nicht umsonst vertan“, wie es weiter heißt, sondern sich für das Vaterland opferte, um diesem eine Zeit des Friedens zu bescheren.²⁶⁹

Andere Texte sprechen der Mutter dagegen das Recht zu klagen strikt ab. Einer von diesen ist das Gedicht „Deutscher Mütter Gebet zur Kriegszeit“, in dem es heißt:

Doch mein Herz ist still und stark.
Eine Mutter darf nicht klagen
Wenn die Söhne alles wagen
Für den Schutz der Landesmark.²⁷⁰

Der Autor, seines Zeichens katholischer Priester, weshalb das Gedicht wohl als ein Gebet betitelt wird, spricht hier aus der Rolle einer Mutter. Diese erkennt jedoch von sich aus, dass sie nicht weinen darf angesichts der Aufopferung ihrer Söhne, die ihr Leben „für den Schutz der Landesmark“ einsetzen. Sie ist sich bewusst, dass die Kinder nicht ihr gehören, sondern Gott: „Dein sind sie mit Leib und Leben“. Sie erbetet nicht einmal Schutz für ihre Kinder, stattdessen spricht sie: „Eines will ich nur erleben:/Laß sie dort als Helden stehen“²⁷¹. Der Heldenstatus der Söhne scheint wichtiger zu sein, als dass sie den Krieg überleben, oder aber das Verbot der Trauer geht soweit, dass es nicht einmal erlaubt ist, dafür zu beten, dass die Söhne überleben. Die Negierung der Trauer der Mutter wird hier also einmal in einem religiösen Diskurs begründet, da Gott die Söhne für seine Zwecke braucht und man sich diesem Willen nicht widersetzen darf. Andererseits eben auch wieder in einem nationalen Diskurs, in dem sich die Kinder für das Vaterland aufopfern, was sie zu Helden macht, also etwas nach zeitgenössischer Meinung durchweg Positives.

268 Julius Berstl: Verlustliste. In: Berliner Tageblatt und Handels-Zeitung, Nr. 596 (23.11.1914), S. 3.

269 Ebd.

270 Ludwig Nüdling: Deutscher Mütter Gebet zur Kriegszeit. In: Zeitung für das Dillthal, 17.08.1914.

271 Ebd.

Obgleich im Ersten Weltkrieg rund 92.000 Frauen als Krankenschwester im Dienste des deutschen Militärs standen²⁷², tritt die Krankenschwester als Motiv nur vereinzelt in der Kriegsliteratur auf und wenn nur marginal. Selbst in affirmativen Texten, in denen das Lazarett als Handlungsort gewählt wurde, sind es die männlichen Ärzte, um die es geht. Dies zeigt, dass der Versuch der Frau, sich aktiv in der Domäne der Männer zu beweisen, zumindest gemessen an der Resonanz in zeitgenössischer Literatur, nicht von Erfolg gekrönt war. Sie blieben hauptsächlich in ihrer Rolle als still klagendes Opfer, welches daheim den Krieg nur passiv erlebt, beschränkt.²⁷³ Dies liegt auch an der Hoffnung, dass die Frauen den Krieg als sowohl physisch aber vor allem auch psychisch unbeschadet überleben: „The idea that women would survive the violence of the war unharmed as ‚beautiful souls‘ at home was very appealing to members of both sexes.“²⁷⁴ Frauen sollten deshalb aus dem aktiven Kriegsgeschehen herausgehalten werden.

3.6. Krieg und Kultur

Vor dem Ersten Weltkrieg vertraten die meisten Schriftsteller die Meinung, dass von Militär durchgezogene Kunst keinen Wert besitze. Die beiden Welten der strikten militärischen Ordnung und der ungebundenen Kunst schienen unvereinbar.²⁷⁵ Auch Hermann Bahr war vor dem Krieg dieser Meinung, wie er in einem Brief auch offen zugibt. In seinem „Gruß an Hofmannsthal“, welcher zu diesem Zeitpunkt im Dienst der Armee stand, schreibt er rückblickend auf gemeinsam verbrachte Zeit in der Vergangenheit:

Sie holten mich gern abends ab und wir gingen zusammen und ich weiß noch, wie seltsam es mir oft war, wenn wir im Gespräch immer höher in die Höhe stiegen, über alle Höhen uns verstiegen, und dann mein Blick, zurückkehrend,

272 Vgl. Schreckenberger: Frauen an der Front. 2006, S. 138.

273 Vgl. Grötzinger: Der Erste Weltkrieg im Widerhall des „Zeit-Echo“ (1914-1917) 1994, S. 179.

274 Fehleemann: Building Home 2014, S. 81.

275 Rothe: Schriftsteller und totalitäre Welt 1966, S. 22.

wieder auf Ihre Uniform fiel: sie paßte nicht recht zu den gar nicht uniformen Gedanken.²⁷⁶

Diese Sichtweise hat sich aber mit Ausbruch des Krieges grundlegend geändert. Denn „jeder Deutsche, daheim oder im Feld, trägt jetzt die Uniform. Das ist das ungeheure Glück dieses Augenblicks“²⁷⁷. Damit drückt Hermann Bahr aus, dass auch alle Dichter wieder die Uniform tragen und ihre Kunst nun einen militärischen Aspekt hat, was seiner Meinung nach ein Glück ist. Doch er geht noch weiter. Er wünscht sich, dass dieses Glück niemals aufhören möge, „dann wären wir am Ziel des deutschen Wegs, und Minnesang und Meistersang, [...], Goethe und Schiller, Kant und Fichte, Beethoven und Wagner wären erfüllt.“²⁷⁸ Der dauerhafte Kriegszustand, welchen er als „Ziel des deutschen Wegs“ betitelt, scheint erst die Erfüllung der deutschen Kunst, repräsentiert durch die Aufzählung der prominentesten deutschen Künstler, zu vollbringen. Ebenso sieht Bahr den Krieg als eine Quelle der Inspiration, denn „es muß einem ja da doch schrecklich viel einfallen, nicht?“²⁷⁹ Damit wird der Krieg für Bahr zum Förderer der Kultur, die erst durch das Überstreifen der Uniform als Symbol des Militärs richtig gedeiht.

Nicht nur Hermann Bahr, auch viele andere Künstler sahen den Krieg als eine „Quelle großartiger neuer ästhetischer Reize und neuer Anregungen zu künstlerischem Schaffen“²⁸⁰. Man wollte endlich etwas erleben, worüber es sich zu schreiben lohnte. Nicht wenige Künstler erhofften sich deshalb einen Ausweg aus einer persönlichen Schaffenskrise durch den Krieg, was man unter anderem bei Thomas Mann beobachten konnte.²⁸¹ Dies lag unter anderem in den historischen Erfahrungen begründet, die man mit vergangenen Kriegen gemacht hatte. Auch im deutsch-französischen Krieg wurde der Konflikt als Förderer

276 Hermann Bahr: Gruß an Hofmannsthal. In: Berliner Tageblatt und Handels-Zeitung, Nr. 423 (21.08.1914), S. 2.

277 Ebd.

278 Ebd.

279 Ebd.

280 Fries: Die große Katharsis 1995, Bd. 2, S. 30.

281 Vgl. Fries: Die große Katharsis 1995, Bd. 2, S. 35.

der Kultur wahrgenommen, welcher eine Erneuerung der Kultur vorantrieb.²⁸²

Die Postulierung einer engen Verbindung zwischen Kultur und Militarismus war vor allem eine Reaktion auf ausländische Propaganda, die eben jenen Militarismus deutscher Schriftsteller und Wissenschaftler kritisierte. Dies führte zu einer Art Trotzreaktion, in welcher die Deutschen behaupteten, „Kultur und Wissenschaft könnten nur im Schutze starker Waffen blühen.“²⁸³ Bei dieser Argumentation steht also vor allem die Schutzfunktion des Militärs für die Kultur im Vordergrund, doch es erfüllt noch eine weitere Funktion. Das Militär kann die Kultur nämlich nicht nur schützen, sondern auch verbreiten, wovon, so war man überzeugt, ganz Europa profitieren würde.²⁸⁴ Deshalb ging man strikt davon aus, „daß nur ein starker Staat große Kunst und Kultur hervorbringen könne.“²⁸⁵ Diese Argumentation war überaus erfolgreich und diente dazu, die gebildete Schicht Deutschlands vom Krieg zu überzeugen.²⁸⁶ Kultur und Krieg bildeten nunmehr keinen Gegensatz, sondern bedingten einander und wurden gleichgesetzt.

Diese Gleichsetzung dominierte auch das Denken vieler apologetischer Schriftsteller. Die Vorstellung, dass jeder nun eine Uniform trägt, wie Hermann Bahr es formulierte, fand äußerst positiven Anklang bei ihnen. So sahen sich auch die Schriftsteller nunmehr als Soldaten, die ihren Militärdienst von der Heimat aus mit ihren eigenen Waffen ableisteten. Einer von diesen Autoren war Ludwig Nüdling, der in seinem Gedicht „Meine Feder – wird zur Lanze!“ schreibt:

Gott, du gabst in meine Hände
Nicht des Kriegers blutig Schwert!
Doch vom Eisen, das sie schiedenen
Sei auch mir ein Stück beschieden!
Ists zur Lanze viel zu klein
Soll es meine Feder sein!²⁸⁷

282 Vgl. Fries: Die große Katharsis 1995, Bd. 1, S. 174.

283 Münkler: Der Große Krieg 2013, S. 249.

284 Vgl. ebd., S. 251.

285 Fries: Die große Katharsis 1995, Bd. 1, S. 178.

286 Vgl. ebd.

287 Ludwig Nüdling: Meine Feder – werd zur Lanze! In: Fuldaer Zeitung, 22.08.1914.

Hier wird genau dieser Aspekt des Militärdiensts eines Schriftstellers thematisiert. Dieser besitzt nämlich kein Schwert, will aber trotzdem seinen Teil zum Krieg beitragen. So erhält er eine Feder vom gleichen Eisen, was ein Hinweis auf den gleichen Ursprung von Militär und Kunst ist. Dabei ist das Stück Eisen für die Feder kleiner als das des Schwertes, was wiederum andeutet, dass die Bedeutung der Kunst der Bedeutung des Militärs untergeordnet ist, zumindest was den Kriegsdienst angeht. Das lyrische Ich will trotzdem mit seiner Feder etwas leisten, so heißt es weiter:

Und die Feder will ich tauchen
In mein kochend Herzensblut.
Weil wir heute Worte brauchen
Brennend heiß wie Feuersglut!²⁸⁸

Hier kommt nun ein neuer Aspekt zum Vorschein. Nicht nur die Kunst benötigt den Krieg, auch der Krieg benötigt die Kunst, beziehungsweise die Worte. Nüdling unterstreicht hier den Wert der Literatur für den Krieg, welcher vor allem in der „ideologischen Nützlichkeit“²⁸⁹ besteht. In diesem Sinne richtig eingesetzt, kann auch die „kleine Feder [...] zur Lanze [werden]“, wie im Gedicht abschließend beschrieben. Somit wird auch der Dichter zum Soldat, dem eine entscheidende Rolle im Krieg zukommt. Diese Inszenierung des Schriftstellers als Krieger führt zudem dazu, dass er sich selbst die Kompetenz zuweist, über die Geschehnisse des Krieges als ein unmittelbar daran Beteiligter zu berichten und zu urteilen.

3.7. Frieden

Der Krieg wurde in der affirmativen Literatur euphorisch begrüßt und als Erneuer der Gesellschaft angesehen. Frieden bedeutete, zumindest laut dem zeitgenössischen Denken innerhalb des Deutschen Reiches, Stillstand und Niedergang.²⁹⁰ Dennoch erschien auch in der affirmativen Literatur der Frieden als Motiv bereits in den ersten Kriegswö-

288 Ludwig Nüdling: Meine Feder – werd zur Lanze! In: Fuldaer Zeitung, 22.08.1914.

289 Rothe: Schriftsteller und totalitäre Welt 1966, S. 22.

290 Vgl. Fries: Die große Katharsis 1995, Bd. 1, S. 172.

chen. Dabei handelt es sich jedoch nicht, wie oftmals in der oppositionellen Literatur, um Friedensappelle oder um die Erschaffung einer „unpolitische[n], bewußt entpolitisierte[n] Friedensidylle“²⁹¹ wie in der Literatur der letzten Kriegsmonate. Der Krieg wurde weiterhin positiv bewertet, jedoch mit der Vorstellung des Friedens als Ziel nach dem Krieg verknüpft. Als Beispiel dafür sei an dieser Stelle das Gedicht „Vaterlands-Frieden“ eines anonymen Autors aufgeführt. Dort heißt es:

Japanesen, Belgier, Serben,
Alle, alle müssen sterben,
Von den deutsch-österreich'schen Hieben,
Bis wir wieder uns'ren lieben
Frieden in dem Vaterland!²⁹²

Auch hier wird der Frieden als erstrebenswertes Ziel nach dem Krieg angegeben, was durch die Formulierung des „lieben Frieden[s]“ erreicht wird. Damit widerspricht der Autor der zeitgenössischen Meinung, Frieden bedeute den kulturellen Niedergang eines Volkes. Doch um den Frieden zu erreichen, müssen zunächst die Feinde besiegt werden. Denn nur, wenn restlos jeder Feind des Landes bezwungen ist, was durch die Wiederholung des Wortes „alle“ besonders betont wird, kann Frieden herrschen. Der Frieden wird also als Anreiz zur Kriegszustimmung instrumentalisiert und als bewusst politisches Mittel genutzt. Gleichzeitig soll die Bereitschaft für einen langen Krieg, der möglicherweise bevorsteht, um restlos alle Feinde zu besiegen, gesteuert werden. Durch die Forderung nach dem Tod aller Feinde wird gleichsam der Krieg als Quelle eines möglichen dauerhaften Friedens stilisiert. Deutlicher tritt dieser Aspekt bei Margarete Zündorff hervor, die schreibt: „Noch einmal erfochten im bitteren Streit,/Den jungen Frieden, für alle Zeit!“²⁹³ Obwohl dauerhafter Frieden „als vollkommen unmöglich, da er ja gegen die tragenden Gesetze der Natur verstoße“²⁹⁴ angesehen wurde, wird er hier vor Augen geführt. Der Krieg wird damit als eine Art letzter Entscheidungskampf stilisiert, für den

291 Konnte: Der Krieg in der Lyrik des Expressionismus 1981, S. 113.

292 Anon.: „Vaterlands-Frieden“. In: Münchener Stadtanzeiger, Nr. 40 (03.10.1914), S. 1.

293 Margarete Zündorff: Ausmarsch der Landwehr. In: Oberhessische Zeitung, 09.09.1914.

294 Fries: Die große Katharsis 1995, Bd. 1, S. 173.

es noch einmal alle Kräfte zu mobilisieren gilt, um anschließend einen ewig währenden Frieden genießen zu können. Auch solche Formulierungen dürften dazu gedient haben, die Kriegs- und Opferbereitschaft des Volkes zu stärken. Man war sich also durchaus bewusst, dass im Volk der Wunsch nach Frieden besteht, trotz aller propagierter Begeisterung über den Ausbruch des Krieges und nutzte dieses Bedürfnis dazu, um den Krieg positiv als Ursprung eines möglicherweise dauerhaften Friedens deuten zu lassen.

3.8. Der Sonderfall Weihnachten

Das Weihnachtsfest wurde als Anlass zum Verfassen zahlreicher Gedichte genutzt. Dabei bildet dieses Motiv in der Topik der affirmativen Kriegsliteratur einen Sonderfall. Denn im Kontext dieser feierlichen Zeit, die nun zum ersten Mal im Ersten Weltkrieg auftrat, wurden die negativen Seiten des Krieges offen thematisiert. Sogar auf der Titelseite des *Berliner Tageblatts* prangert das Gedicht „Bethlehem 1914“, in dem die Rede von „Feldern voller Leichen“²⁹⁵ ist, zu denen der „süße Ruf zum Frieden“ nicht durchdringen kann. Eine derartige Formulierung ist in einem anderen Kontext aufgrund der Zensur nahezu undenkbar. Sie stammt von Gerhart Hauptmann, einem Dichter, der für seine patriotischen Dichtungen einen Monat später im Januar 1915 sogar den Roten Adlerorden verliehen bekam.²⁹⁶ Zur Weihnachtszeit schienen also auch durchweg affirmative Schriftsteller einen pazifistischen Ton anzuschlagen. Die Veröffentlichung des Gedichts in einer ansonsten hauptsächlich kriegsaffirmativen Zeitung an prominentester Stelle legt jedoch nahe, dass auch dieser Text, obgleich er keinen apologetischen Charakter aufweist, als nicht-oppositionell verstanden wurde.

Dennoch tritt zu keiner anderen Zeit der ersten Kriegsmonate der Wunsch nach Frieden dermaßen in den Vordergrund wie in den Weihnachtsgedichten. Wie so oft wird auch die Sehnsucht nach Frieden jedoch nicht als unpolitischer Wunsch geäußert, denn der Frieden

295 Gerhart Hauptmann: Bethlehem 1914. In: *Berliner Tageblatt und Handels-Zeitung*, Nr. 655 (25.12.1914), S. 1.

296 Gerhard Schildberg-Schroth: *Szenen zur Kaiserzeit: Ansichten und Aussichten vom 19. zum 20. Jahrhundert*, Münster 2002, S. 97.

soll nicht um jeden Preis geschlossen werden. Besonders deutlich tritt dies bei A. Sellner in seinem Lied „Weihnacht 1914“ hervor. Auch dort werden zunächst die negativen Seiten des Krieges thematisiert, der Autor spricht von „Sorgen, Angst und Schmerzen“²⁹⁷, von denen die „Herzen bluten“. Anschließend wird auch aufgrund des Schreckens des Krieges der Frieden erbeten, jedoch nur auf eine einzige Weise:

Ach Gott, vom Himmel sieh' darein
Und laß Dich des erbarmen;
Lösch' aus des Krieges Flammenschein,
Entreiß uns Feindesarmen;
Treib' ihre Heere hinter sich,
Führ' uns, o Herr, zum vollen Sieg
Und endlich auch zum Frieden!²⁹⁸

Der Frieden wird, auch im Kontext von Weihnachten, an den Sieg Deutschlands über die Feinde geknüpft. Es ist sogar die Rede vom „vollen Sieg“, was dafür spricht, dass nur ein absoluter Sieg zählt, was Kompromisse ausschließt. Die Bitte an Gott reicht dabei soweit, dass er aktiv ins Kriegsgeschehen eingreifen soll, damit Deutschland den Sieg davon trägt. Dabei erscheint der gewünschte Frieden als sehnsüchtig erwartet, was durch die Verwendung von „endlich“ im letzten Vers ausgedrückt wird. Bereits Ende 1914 erscheint hier eine Andeutung von Kriegsmüdigkeit aufzukommen, die wohl in der optimistischen Erwartung, man sei bereits Weihnachten 1914 nach einem siegreichen schnellen Feldzug wieder daheim, begründet liegt.

Andere Autoren sehen in der Verkündung der frohen Botschaft sowie dem Bestehen des Krieges keinen Widerspruch. So schreibt Hermann Hesse sogar, dass die Geburt des Heilands der Christen erneut im Krieg stattfinden wird. Doch statt eines kleinen Kindes soll er in anderer Gestalt auftreten:

Diesmal bist du nicht das blonde Kind
In der Krippe mit den süßen Mienen. [...]
Diesmal bist du uns der Mann und Held,
Dem der Sieg aus stillen Augen strahlte.
Der sein Werk im Kampf mit einer Welt

297 A.Sellner: Weihnacht 1914. In: Coburger Zeitung, Nr. 302 (25.12.1914), S. 1.

298 Ebd.

Ruhig mit dem eignen Blut bezahlte.²⁹⁹

Die Militarisierung der Gesellschaft macht in diesem Gedicht nicht einmal vor Jesus halt. Statt in der Gestalt eines Kindes tritt er als Idealbild des Mannes auf, spricht als heldenhafter Soldat. Als von Gott gesandter Sohn soll auch er den Sieg für Deutschland bringen, was durch das Strahlen aus seinen Augen gezeigt wird. Ebenso tritt das Motiv der Aufopferung auf, indem die Rede davon ist, dass der Heiland sein Werk „ruhig mit dem eignen Blut bezahlte.“ Das Opfer Jesu, welches er durch seinen Tod am Kreuz für die Sünden der Menschen vollbracht hat, wird in diesem Kontext mit dem Opfer eines Soldaten für sein Vaterland in Beziehung gesetzt. Denn wie Jesus kämpfen auch die Soldaten Deutschlands „mit einer Welt“ und bezahlen damit mit ihrem Blut, was sie zu einem richtigen „Mann und Held[en]“ macht. Die Formulierung mit „ruhig“ spricht dafür, dass dieser Preis auch bereitwillig gezahlt wird. Hier tritt eine enorm starke Verbindung des religiösen mit dem nationalen Diskurs auf, indem das religiöse Opfer Jesu mit der Opferbereitschaft der Soldaten gleichgesetzt wird.

Es wird also deutlich, dass Weihnachten dafür eingesetzt wird, um die Ideen von 1914 zu erneuern und zu bestärken. Dies trifft vor allem auf die Motive der Opfer- und Hilfsbereitschaft zu. Weihnachten soll die neu gewonnene Volkseinheit stärken, indem sich die Menschen gemäß dem christlichen Gesetz der Nächstenliebe untereinander helfen. Dazu werden vor allem die Kinder in dieser Zeit angehalten. So auch in „Wie Fritzchen in den Krieg zog!“, dem selbstgenannten „Kriegs- und Weihnachtsmärchen“³⁰⁰ von Robert Misch. Dort heißt es über Weihnachten:

Diesmal würde es jedoch anders werden als sonst. Es war Krieg; und die großen Leute sparten. [...] Mit opferwilligem Herzen hatte er denn auch seine Sparbüchse ausgeleert für arme Kinder. Und wenn er von Weihnachten zu plappern anfang, sagte die Mutter gleich: ‚Diesmal gib’s nichts. Höchstens Pfefferkuchen und Nüsse. Also gut – er war darauf gefaßt. Das waren die ‚Opfer‘, von denen Mutter immer sprach. Die mußten auch die kleinen Leute für den Krieg und das Vaterland bringen – das sah er wohl ein.

299 Hermann Hesse: Heilands Geburtstag. In: *Simplicissimus* 19 (1914), S. 500.

300 Robert Misch: Wie Fritzchen in den Krieg zog! In: *Bonner Zeitung*, Nr. 350 (20.12.1914), S. 6.

Hier wird das Kind als Vorbild für die Opferbereitschaft des Volkes aufgezeigt. Nicht nur, dass es sich selbst in seinen Wünschen zu Weihnachten zügelt und für die Entbehrungen Verständnis zeigt, es gibt auch noch das, was es im Überschuss hat, an andere Kinder weiter. Damit wird der Leitgedanke, dass jeder im Volk seinen Teil zum Krieg beitragen kann, über das Motiv von Weihnachten mit der Instrumentalisierung von Kindern geäußert. Dass der Gedanke der Nächstenliebe sich nur auf Deutsche beschränkt, ändert sich jedoch auch im Zusammenhang mit Weihnachten nicht. So ist im gleichen Märchen die Rede davon, wie das kleine Kind, welches durch einen Zauber des Winterkönigs zu seinem Vater an die Front getragen wird, an dessen Seite seines Vaters einen Sturmangriff anführt. Anschließend marschieren sie gemeinsam durch ein brennendes Dorf, beobachten gefangene Russen und demütigen ihren Anführer, „denn wir sind die Sieger, und wir dürfen das.“³⁰¹ Somit werden auch in diesem Text wieder negative Aspekte des Krieges thematisiert, die Grundintention bleibt jedoch affirmativ, indem sie diese Gräueltaten als Notwendigkeit oder als Recht des Siegers stilisieren. Das christliche Weihnachten wird somit zum politischen Instrument, dessen traditionelle Werte der Nächstenliebe und Erlösung für propagandistische Zwecke genutzt werden. Dennoch ist nicht zu verkennen, dass zur Weihnachtszeit auch in der affirmativen Literatur ernsthafte Rufe nach Frieden ertönten und der massenhafte Tod von Menschen nicht verschwiegen wird.

301 Misch: *Wie Fritzchen in den Krieg zog!* 1914, S. 6.

4. Topik der oppositionellen Literatur

Die ungeheure Masse in affirmativer Literatur erweckt leicht den Eindruck, dass der Erste Weltkrieg von der gesamten Bevölkerung euphorisch begrüßt wurde, auch weil genau diese Meinung in den meisten Texten immer wieder verbreitet wird. Doch neben der apologetischen Kriegsliteratur gab es bereits von Anfang an Schriftsteller, die sich nicht vom „ersten Massenwahn der Neuzeit überhaupt“³⁰² anstecken ließen und schon in den ersten Kriegswochen ihre oppositionelle Literatur veröffentlichten. Damit sind jedoch nicht die Autoren gemeint, die durch ihren Einsatz an der Front desillusioniert wurden und Texte über die wahren Verhältnisse an der Front verfassten, sondern diejenigen in der Heimat verbliebenen Schriftsteller, die sich den Ideen von 1914 gegenüber als resistent erwiesen. Dabei thematisierten sie in ihren Schriften zumeist die Motive, die in der affirmativen Literatur gemieden oder in einem patriotischen Sinne verklärt wurden, wie zum Beispiel der Tod und die Entbehrungen, denen Soldaten an der Front ausgesetzt waren. Hunger, Angst, Trauer und Schmerzen wurden zu den zentralen Leitgedanken kritischer Literatur. Damit wollten die Autoren die Bevölkerung über die wahren Verhältnisse eines Krieges aufklären, worin auch die größte Leistung dieser Literatur besteht.³⁰³ Deshalb werden im Rahmen dieser Untersuchung auch solche Texte als oppositionell angesehen, die den Krieg mit all ihren Schrecken darstellen, auch wenn in ihnen nicht explizit gegen den Krieg Stellung bezogen wird.

Gleichwohl sind Bedeutung und Ausmaß von ihr aufgrund verschiedener Faktoren schwer zu bemessen. So ist die Topik der oppositionellen Literatur mit einigen Problemen verbunden. Während die hurrapatriotischen Texte der affirmativen Literatur mit ihrer Topik größtenteils eindeutig zu identifizieren sind, da sie ihre Euphorie un-

302 Rothe: Schriftsteller und totalitäre Welt 1966, S. 12.

303 Vgl. Koester: Literatur und Weltkriegsideologie 1977, S. 367.

verschlüsselt und offen wiedergeben, ist dies bei der Literatur der Kriegsgegner nicht der Fall. Diese mussten ihre kritischen Motive oftmals verschleiern, um ihren Weg an die Öffentlichkeit durch die Zensur und Euphorie der Bevölkerung zu finden. Zwar erschienen „in den Monaten des Krieges [...] die textlichen Reaktionen auf den Krieg und dessen Darstellung und Kommentierung noch weitgehend ungesteuert“³⁰⁴, denn die „Zensurmaßnahmen militärischer und ziviler Behörden [schienen] kaum notwendig, um die Stimmungslage in der Heimat stabil zu halten“³⁰⁵. Doch die großen Zeitungen zeigten „eine große Bereitschaft zur vorbehaltlosen Identifizierung mit der überfallen geglaubten Nation“³⁰⁶, was die Verbreitung oppositioneller Literatur schwierig werden ließ. Träger derartiger Schriften waren damit hauptsächlich künstlerische Zeitschriften. Explizit oppositionelle emigrierten oftmals ins Ausland, vor allem in die Schweiz, um weiter publizieren zu dürfen und die Zensur zu umgehen. Zu diesen zählten unter anderem die Zeitschrift „Die weißen Blätter“ sowie das „Zeit-Echo“³⁰⁷. Unter den wenigen, in der Heimat verbleibenden und publizierenden Zeitschriften, die gegen den Krieg Stellung bezogen, sticht *Die Aktion* besonders hervor. Sie bildete „die einzige entschieden kriegskritische Zeitschrift, die in Deutschland [...] kontinuierlich weiter erschien“³⁰⁸. Die von Franz Pfemfert herausgegebene Kulturzeitschrift umging die Zensur, indem sie sich als unpolitisches Blatt darstellte, welches „in den nächsten Wochen nur Literatur und Kunst enthalten“³⁰⁹ sollte. Obgleich dieser Behauptung Folge geleistet wurde, ist die in der Zeitschrift erschienene Kunst nicht gänzlich unpolitisch. So lassen sich in ihr diverse Texte finden, die die Schrecken des Krieges detailliert beschreiben und damit der Propaganda entgegen wirken.

Eine andere Strategie, mit der Kritik ausgedrückt wurde, verfolgte Pfemfert mit der Bloßstellung der affirmativen Kriegsliteratur: „Unter dem Titel ‚Ich schneide die Zeit aus‘ stellte er kommentarlos Pressezi-

304 Flemming/Ulrich: Heimatfront 2014, S. 58.

305 Ebd.

306 Ebd.

307 Vgl. Fries: Die große Katharsis 1995, Bd. 2, S. 29.

308 Anz/Vogl: Nachwort 1982, S. 239.

309 Franz Pfemfert: Freunde der Aktion, Leser, Mitarbeiter! In: Die Aktion 4 (1914), S. 693.

tate zusammen, die sich in ihrer chauvinistischen Haltung sprachlich und gedanklich selbst entlarven sollten.“³¹⁰ Auch die Publikation ausländischer Literatur in der *Aktion* kann als subtiler Widerstand gegen die Propagierung von nationalen Feindbildern gesehen werden. Eine weitere Zeitschrift, die eine wichtige Quelle oppositioneller Literatur ist, ist der *Simplicissimus*. Obgleich Hermann Korte ihr eine stark patriotische Position zuweist und sie auch tatsächlich hauptsächlich apologetische Literatur publizierte³¹¹, bildet sie neben der *Aktion* den größten Hort an antiheroischer Kriegsliteratur.

Eine andere Form des Widerstandes, die von zeitgenössischen Autoren genutzt wurden, war das Schweigen. Diese Methode nutzte unter anderem Karl Kraus, der das Erscheinen seiner Kulturzeitschrift *Die Fackel* für kurze Zeit aussetzte, sowie Kurt Tucholsky.³¹² Zweifellos fiel diese Art der Opposition jedoch nur bei prominenten Autoren auf, die auch von der Gesellschaft beachtet wurden und welche regelmäßig Texte veröffentlichten. Allerdings lässt sich dieses Schweigen nicht messen, sodass es keinen Niederschlag in der quantitativen Auswertung der literarischen Opposition findet, worin ein weiteres Problem zur Bewertung des Ausmaßes der oppositionellen Texte besteht.

Sicher war auch die Angst von gesellschaftlicher Isolation ein Beweggrund, auf kritische Texte zu verzichten. Denn in einer von Hurrapatriotismus gekennzeichneten Zeit riskierten Autoren ihre Leserschaft zu verlieren, sofern sie Schriften veröffentlichten, die deren Überzeugung widersprachen.³¹³ Gerade in einer Zeit, in der Autoren durch die Publikation affirmativer Literatur enorme Beachtung genossen, wirkte die Aussicht auf schnellen ökonomischen Erfolg und Prominenz sicherlich verlockend.

Ein weiterer Grund für die vergleichsweise geringe Anzahl der oppositionellen Kriegsliteratur liegt in der ambivalenten Deutungsmöglichkeit negativer Motive. So kann die Thematisierung von Verstümmelung entweder „als Anklage der Grausamkeit formuliert oder als Ausweis heroischen Standhaltens und Opfermuts“³¹⁴ gedeutet werden.

310 Anz/Vogl: Nachwort 1982, S. 239.

311 Vgl. Konnte: Der Krieg in der Lyrik des Expressionismus 1981, S. 171.

312 Vgl. Fries: Die große Katharsis 1995, Bd. 1, S. 28.

313 Vgl. ebd.

314 Köppen: Das Entsetzen des Beobachters 2005, S. 226.

Ebenso kann auch der Tod eines Soldaten als positives Zeichen der Aufopferung für das Vaterland gedeutet werden und nicht als anonymes Sterben im Schützengraben. Entscheidend ist hier der Kontext, in welchem die Motive selbst auftreten, aber auch in welchem das Gedicht publiziert wird. Ebenso gilt es zu beachten, welche anderen Texte von den Autoren eventuell publiziert worden und welche Tendenz diese aufweisen, da dies auch Einsicht in die politische Ansicht des Autors geben kann. Problematisch ist jedoch auch, dass manche Künstler lediglich die Realität des Krieges darstellen wollten, ohne ihn dadurch gleich kritisieren zu wollen³¹⁵.

Auch die zeitliche Distanz zu vorherigen Kriegen bewirkte, dass der Erste Weltkrieg derart euphorisch begrüßt wurde. Obwohl der deutsch-französische Krieg von 1870/71 gerade einmal gut vier Jahrzehnte vorüber war, schienen die Leiden der Soldaten „wegen des [...] andauernden Guerillakrieges und der Tatsache, daß die meisten ‚Ge-fallenen nicht auf dem ‚Feld der Ehre‘ ihr Leben ließen sondern aufgrund von Seuchen“³¹⁶, weitgehend vergessen. In Erinnerung blieben lediglich die durch die Schriften von „Kriegstouristen“³¹⁷ vermittelte Euphorie des Sieges und dessen positive Nachwirkungen für das Deutsche Reich. Dies ist eine Ursache davon, weshalb die oppositionelle Literatur im Vergleich zur kriegsaffirmativen im ersten Kriegsjahr von 1914 eine geringe Rolle spielte.

Trotz all dieser Widerstände gab es bereits zu Beginn des Krieges Literatur, die der patriotischen Propaganda entgegen wirken wollte und in einer historischen Betrachtung nicht vernachlässigt werden darf. So geben die im Rahmen der Recherche dieser Arbeit entstandenen Zahlen einen Eindruck davon, dass die literarische Opposition nicht derart vereinzelt war, wie oftmals angenommen wird: 58 der insgesamt 433 gesammelten Texte aus der Heimat weisen eine eindeutig negative Bewertung des Krieges auf, weitere 42 zeigen eine neutrale Tendenz. Damit ist beinahe ein Viertel der Texte aus den Tageszeitungen und Zeitschriften im Deutschen Reich nicht von Euphorie geprägt. Obgleich die Wirkung dieser Werke auf die Gesellschaft wohl be-

315 Vgl. Sauer mann: Der Schützengraben in der Lyrik des 20. Jahrhunderts und in der Realität des Kriegs 2005, S. 77.

316 Schneider: Zur deutschen Kriegsliteratur im Ersten Weltkrieg 1999, S. 102.

317 Ebd.

schränkt blieb³¹⁸, so sind sie doch Zeugen der von Anfang an existierenden Gegner des Ersten Weltkriegs. Ihre Methoden und Motive, mit denen sie ihre Kritik ausdrückten, sollen nun in den folgenden Kapiteln dargelegt werden.

4.1. Der Tod als anti-heroisches Motiv

Der Diskurs des Todes spielt in der oppositionellen Literatur eine bedeutende Rolle und bildet das häufigste Motiv. Während er auch in der affirmativen Literatur nicht geleugnet wurde, so wurde er jedoch als heroische Aufopferung für das Vaterland charakterisiert. In kriegskritischen Texten wird er unter einem anderen Aspekt betrachtet, in dem mehr das Individuum im Vordergrund steht anstelle eines übergeordneten Zieles.

Auch in dem Gedicht „Der Einzige“ eines anonymen Autors erhält der Tod eine neue Dimension. Es handelt von einer Mutter, deren einziger Sohn in den Krieg zieht. Er wird als ihr „letztes Glück“³¹⁹ beschrieben und sie träumen gemeinsam von seiner sicheren Rückkehr. Nach dem Abschied rückt er aus:

Dann zieht er fort – Trompeten schmettern,
Im Feld die heiligen Fahnen wehn.
Sieg folgt auf Sieg! Die Glocken jubeln,
Vom Turm zu Turm hallt es zurück - -
Weit draußen unter schmalem Hügel
Ruht einer Mutter letztes Glück.³²⁰

Zunächst lassen sich auch die gewohnt patriotischen Motive finden. Die deutschen Truppen siegen, ihre Fahnen sind heilig und die Kunde vom Sieg wird von „Turm zu Turm“ getragen. Auch der Abschied des Sohnes von der Mutter lässt sich in vielen affirmativen Gedichten wiederfinden. Der Wunsch nach einer sicheren Rückkehr steht nicht zwangsläufig im Widerspruch zur damaligen Wahrnehmung der Rolle einer Mutter. Die neue Dimension dieses Gedichts tritt erst in den letzten beiden Versen auf. Denn der Sohn der Mutter, welcher wiederholt

318 Vgl. Fries: Die große Katharsis 1995, Bd. 2, S. 30.

319 Anon.: Der Einzige. In: Coburger Zeitung, Nr. 284 (04.12.1914), S. 4.

320 Ebd.

als ihr „letztes Glück“ beschrieben wird, ist im Kampf gefallen. Diese erneute Wiederholung hebt die Tatsache hervor, dass die Mutter nun alles verloren hat, was sie noch hatte. Kein Heldengrab, wie in der affirmativen Literatur beschrieben, bildet die letzte Ruhestätte des Sohnes, er ruht lediglich „unter schmalem Hügel“. Die Kleinheit dieses Grabes verdeutlicht die geringe Bedeutung seines Todes im Angesicht des Sieges und bildet einen Gegensatz zum Ausmaß seiner Bedeutung für die Mutter, welche durch die Beschreibung „letztes Glück“ im direkt folgenden Vers genannt wird. Auch die Abgeschiedenheit dieses Grabes beschreibt die Distanz zwischen dem propagierten glorreichen Sieg und der zurückgebliebenen Ruhestätte. Das Gedicht beinhaltet damit die gleichen Diskurse, wie auch die heroische Kriegsliteratur, die patriotische Verklärung fehlt jedoch. Die Mutter wird nicht durch übergeordnete Ziele getröstet, ebenso wird nicht der Tod des Sohnes überhöht. Der Tod wird als anonymes Ableben beschrieben, der den Hinterbliebenen sämtliches Glück raubt und daher keine Aussicht auf Trost besteht. Die Konzentration auf den Schmerz der Hinterbliebenen ist dabei eine gängige Perspektive oppositioneller Literatur.

Wie austauschbar und anonym der Tod im Krieg vonstatten geht, wird auch in Aage Madelungs Novelle „Der Verwundete“ geschildert. Die Geschichte spielt in einem Lazarett, welches von einem Ich-Erzähler besucht wird. Dort trifft er auf einen Verwundeten, dessen Name nicht genannt wird. Sie unterhalten sich und es stellt sich heraus, dass er von einem Schrapnell im Rücken getroffen wurde. Die Verwundung erlitt er nicht in der Ausübung einer heroischen Aktion, wie häufig in der affirmativen Literatur, sondern schlicht im Zuge seiner gewöhnlichen Pflichtausübung im Schützengraben. Nachdem der Verwundete seine Geschichte erzählt hat, verabschieden sich die beiden. Der Erzähler kommt einige Zeit später erneut ins Lazarett zu Besuch und sieht, wie eine Bahre aus dem Zimmer des Verwundeten getragen wird:

Es schien mir, daß die Bahre leer war, daß unmöglich etwas unter dem weißen Tuch sein könnte, auch weil die Träger so leicht trugen, als trügen sie nur das weiße Leinentuch. Als aber die Bahre vorbeigetragen wurde, sah ich unter einer Falte des groben Leinwandtuches das wachsgelbe Todesgesicht des auf dem Schlachtfelde Verwundeten. Und als ich in das Zimmer trat, wo er vor

dem Fenster mit der Aussicht nach dem ‚Hüttenberg‘ gelegen hatte, war sein Bett leer, und schon bereit, einen anderen zu empfangen.³²¹

Allein die Tatsache, dass der Name des Verwundeten im gesamten Verlauf der Novelle nicht genannt wird, ist ein Hinweis auf die Anonymität des Todes sowie darauf, dass die Rolle des Verwundeten von jedem beliebigen Soldaten erfüllt werden kann. Dies wird noch durch den letzten Satz der Novelle verstärkt. So wird über sein Bett gesagt, es sei „schon bereit, einen anderen zu empfangen“. Damit drückt der Autor aus, dass dem Toten nicht lange hinterher getrauert wird, sondern seine Stelle sofort von einem neuen Verwundeten ausgefüllt werden wird. Auch die Entbehrungen vor dem Tod werden in der Novelle geschildert, wenn auch nicht direkt. Indem beschrieben wird, dass die Träger sich nicht anstrengen müssen, um den Toten zu tragen, wird auf die Auszehrung hingewiesen, die der Verwundete vor dem Tod zu erleiden hatte.

Dass der Tod gar als Erlösung angesehen werden kann, zeigt Katarina Botskys Novelle „Krieg“. Dort wird beschrieben, wie russische Soldaten in ein Dorf einmarschieren und die Bewohner auffordern, dieses zu verlassen. Ein Teil der Bevölkerung sucht auf dem Friedhof Zuflucht, wo sie die Toten anflehen, „sie zu sich zu holen, vor den Kosaken.“³²² Tatsächlich werden sie von den Kosaken entdeckt, welche sie ebenfalls darum bitten, dass man sie erschießen möge, „aber schnell! Schnell!“³²³. Die Kosaken jedoch vertreiben „die Todbereiten“³²⁴ lediglich vom Friedhof. Selbst der Tod scheint angesichts des Leids also eine Erlösung. Der Tod tritt dabei in der Novelle als allumfassendes Motiv auf, ausgedrückt durch den Friedhof als Handlungsort sowie durch den Tod mehrerer Kinder und Tiere. Auch darin besteht ein Unterschied gegenüber der affirmativen Kriegsliteratur, bei der sich der Tod nur hauptsächlich auf die Soldaten im Feld auswirkte, nicht jedoch auf die Zivilbevölkerung. So wird auch am Ende der Novelle explizit gegen den Krieg Stellung genommen: „Wehe den Urhebern dieses Krieges! Die Gefallenen werden sie des Nachts in ihren Träumen überfallen,

321 Aage Madelung: Der Verwundete. In: Berliner Tageblatt und Handels-Zeitung, Nr. 547 (27.10.1914), S. 2.

322 Katarina Botsky: Krieg. In: *Simplicissimus* 19 (1914), S. 358-362, S. 358.

323 Botsky: Krieg 1914, S. 358.

324 Ebd.

und ihr Ringen mit ihnen, ihr Ringen mit Legionen blutiger Schemen
wird gefährlicher sein als jedes auf Schlachtfeldern.“³²⁵

4.2. Trauer

Wie bereits erwähnt, konzentriert sich die oppositionelle Heimatliteratur vor allem auf die Hinterbliebenen. Dies ist auch beim Motiv der Trauer der Fall, die besonders im Kontext der Witwen auftritt. So auch bei Luise-Wieck-Dernburgs Gedicht „Den Witwen“, in welchem die Autorin die Einsamkeit der Frauen beschreibt, deren Leben nach dem Tod ihrer Männer „sehr arm an Freuden und sehr reich an Pein,/an Bitternissen reich und an Beschwerde“³²⁶ ist. Anders als jedoch in affirmativen Texten, die die Trauer von Witwen oder generell Hinterbliebenen behandeln, finden die Witwen aus Wieck-Dernburgs Gedicht nicht den Trost in der Menge, wie sie in den folgenden Versen beschreibt:

Drum gehen wir und suchen solche Orte,
dahin kein Laut der großen Freude dringt,
wo uns kein Blick erreicht und keine Worte,
wo unser Sinn ganz in sich selbst versinkt.

Während in affirmativen Texten die Rede von einer geschlossenen Menge ist, die zusammen „die ungeheure Last der Toten, die auf sie drückte“³²⁷ tragen und so ihren Schmerz lindern, widersprechen Wieck-Dernburgs Verse dieser Annahme. Ihre Trauernden suchen gezielt die Einsamkeit, in der sie eben keinen Trost erfahren, weil sie gar nicht getröstet werden wollen. Sie wollen keinen Anteil haben an einer Gemeinschaft, sondern „ganz in sich selbst“ versinken. Damit steht der Gedanke der individuellen Pein der Ablehnung des Individualismus gemäß der Idee einer Volksgemeinschaft entgegen. Im weiteren Verlauf des Gedichts wird zudem deutlich, dass es kein Entrinnen von

325 Botsky: Krieg 1914, S. 358, S. 362.

326 Luise-Wieck Dernburg: Den Witwen. In: Berliner Tageblatt und Handels-Zeitung, Nr. 630 (11.12.1914), S. 2.

327 Gottfried Kölwel: Der Tote. In: Simplicissimus 19 (1914), S. 386f.

dem Schmerz des Verlustes gibt und welche enormen Ausmaße er annehmen kann:

Weh‘ wenn wir noch einmal die Blicke heben/
zur Ferne und zur Liebe, die uns ruft!/
Dann strömt aus tausend Wunden Blut und Leben/
Wir sehnen uns und stürzen in die Gruft.³²⁸

Zwar können die Trauernden noch den Ruf der Liebe vernehmen, doch der Schmerz des Verlustes kann nicht überwunden werden. Durch neue Hoffnung werden nur alte Wunden wieder aufgerissen und die Sehnsucht danach führt sie schließlich „in die Gruft“ und tötet sie. Die einzigen Optionen, die es also in der Verarbeitung des Schmerzes gibt, bestehen entweder darin, den Blick gesenkt und sein Herz für die „Liebe, die uns ruft“, verschlossen zu halten, oder in dem Versuch der Überwindung des Schmerzes, der Anhörung dieses Rufes der Liebe und dem zwangsläufigen Scheitern dieser Überwindung, welches mit dem Tod einhergeht. Der Titel, der sich nicht explizit auf eine einzelne Witwe konzentriert, sondern sich allgemein auf alle Witwen bezieht, deutet darauf hin, dass es vielen Hinterbliebenen so geht. Auch darin besteht ein Unterschied zur affirmativen Kriegsliteratur, welche die Trauer behandelt. Dort wird meist eine bestimmte Frau beschrieben, welche einen Verlust erleidet, den sie aber durch die Hilfe Verwandter oder der Gemeinschaft überwindet.

Seltener wird die, in der affirmativen Heimatliteratur gänzlich ignorierten, Trauer der Soldaten um ihre Freunde im Feld thematisiert. Obgleich eher in der Frontliteratur vorhanden, lässt sie sich auch in der oppositionellen Literatur auffinden. Im Gedicht „Spielmanns Tod“ aus der *Coburger Zeitung* wird von einem Soldaten berichtet, welcher nach dem Überleben einer Schlacht am nächsten Morgen die Sanitäter mit einer Bahre beobachtet, auf dem ein Bekannter von ihm liegt:

Der Spielmann ist’s, mein Kamerad‘,
Der hier den Tod erlitten hat.
Ich schau ihm still ins Angesicht -
Er sieht mich nicht, er sieht mich nicht.
Wir legen ihn ins kühle Grab,
Daß er sein Ruhebette hab‘.
Und wenn ich dran vorübergeh‘

328 Dernburg: Den Witwen 1914, S. 2.

Wird's mir im Herzen weh, so weh.³²⁹

Das Begräbnis des verstorbenen Kameraden bringt dem lyrischen Ich keinen Trost. Der Schmerz über den Verlust wird durch die beiden Wiederholungen stilistisch noch zusätzlich verstärkt, als zweimal betont wird, dass der Kamerad ihn nicht mehr sehen kann und dass das Herz beim Betrachten des Grabes „weh, so weh“ tut. Im Folgenden findet innerhalb des Gedichtes keine patriotische Verklärung statt, ebenso schwört das lyrische Ich keine Rache oder Ähnliches, wodurch dem Tod des Kameraden ein übergeordneter Sinn gegeben würde. Der Tod des Kameraden bleibt etwas Sinnloses, für den es keinen Trost gibt.

Die Trauer wird bei Heinrich Schöff auch in einem religiösen Kontext beschrieben. In seinem Gedicht „Weihnacht 1914“ schreibt er:

Es fallen millionen Tränen vom Himmel,
Auf die Gräber des Lebens ohn' Unterlaß.
Und auf der Weihnacht schneeeigem Schimmel
Sitzt statt der Liebe der klirrende Haß.³³⁰

Mit seiner Aussage, dass der Himmel über den Tod auf der Erde weint, widerspricht er der Meinung apologetischer Texte, dass der Krieg heilig und von Gott gewollt sei. Es ist auch nicht die Rede von den Gräbern der Deutschen, sondern es werden explizit die „Gräber des Lebens“ angesprochen, wodurch sich die Trauer, ausgedrückt durch die Tränen, auf alle Tode der Menschen beziehen. Dass die Tränen vom Himmel „ohn' Unterlaß“ fallen, ist zudem ein Indiz dafür, dass es auch immerwährend einen Grund zur Trauer gibt, sprich, dass sich das Sterben ebenfalls „ohn' Unterlaß“ fortsetzt. Der Krieg verliert in diesen Zeilen seine Legitimation und dient nicht mehr als Ort des Ruhmes, sondern nur noch als Quelle des Todes. Über all diesem Leid sitzt nicht die Liebe, wie es speziell zur Weihnachtszeit laut dem Gedicht der Fall sein sollte, sondern „der klirrende Haß“, welcher dadurch eine negative Konnotation erfährt, während er in affirmativer Literatur häufig gerechtfertigt wird.

329 Anon.: Spielmanns Tod 1914, S. 3.

330 Heinrich Schöff: Weihnacht 1914. In: Simplicissimus 19 (1914), S. 509.

4.3. Das Elend des Krieges

In der affirmativen Kriegsliteratur ist oftmals davon die Rede, dass die Bevölkerung Opfer bringen müsse und man sich untereinander helfen solle. In der oppositionellen Literatur finden sich die Gründe für diese Aufrufe, da der Krieg nicht nur an der Front zu großen Entbehrungen geführt hat. Dies wird eindrucksvoll in der Novelle „Ruth“ von Katarina Botsky dargestellt. Handlungsort ist ein Sanatorium in einer Stadt nahe der russischen Grenze. Aus Angst vor den Russen haben die meisten Bewohner die Stadt verlassen, was zu großen Problemen führt: „Der Proviant der Anstalt ging zur Neige, und es war keine Aussicht auf neue Lebensmittel vorhanden. [...] Die Gemüsefelder der Anstalt hatten die Granaten der Russen zum größten Teil vernichtet. Vom Rest des Verschonten lebte man in immer kleiner werdenden Portionen.“³³¹ Hier wird das zentrale Problem der Novelle vorgestellt, nämlich der Hunger. Durch den Krieg sind die Bewohner der Anstalt, ebenso wie die Ärzte und Schwestern, vom Nachschub abgeschnitten und bekommen keine Nahrungsmittel mehr geliefert. Damit wird gezeigt, wie der Krieg sich auch auf die Zivilbevölkerung auswirkt. Nachdem schließlich alle Lebensmittel aufgebraucht wurden und die Insassen kurz vor dem Verhungern sind, werden sie zusätzlich, trotz einer Fahne des Roten Kreuzes, von den russischen Soldaten beschossen. Zu diesem Zeitpunkt beschließt die Protagonistin Ruth, eine Waise aus der Stadt, die in der Anstalt Zuflucht sucht, auf Nahrungssuche zu gehen. Auch die anderen Insassen der Anstalt, die mittlerweile von den Ärzten verlassen wurde, durchkämmen die Stadt nach Nahrung. In ihrem Hunger stürmen sie eine brennende Bäckerei, in dem Bilder von Kuchen und Brot hängen. In diesem Moment wird die Bäckerei durch eine Granate getroffen, wodurch die gesamte Gruppe getötet wird. All dies sieht Ruth, die auf den Feldern der Stadt Essen gesucht hat, dabei jedoch mitten in ein Gefecht gerät. Das hindert sie jedoch nicht daran, die Soldaten um Brot anzubetteln, was ihr schließlich auch gelingt. Schließlich rückt Verstärkung der Deutschen an und der Feind wird zurückgedrängt. Ruth wird versprochen, dass sie bald eine ganze Wagenladung an Proviant für die Anstalt bekommen wird und sie will mit

331 Katarina Botsky: Ruth. In: Simplicissimus 19 (1914), S. 512 und S. 520, S. 512.

dieser guten Nachricht zurückkehren. Plötzlich wird sie doch noch von einer Kugel erfasst und stirbt.

Katarina Botsky schildert hier durch die Augen einer Wahnsinnigen gleich mehrere negative Aspekte des Krieges für die Zivilbevölkerung. Zunächst einmal die Flucht der Bewohner der Stadt und die damit verbundene Angst vor dem Feind. Hauptthema der Novelle bildet der Mangel an Nahrungsmitteln, der die Beschäftigten und Insassen an den Rand des Verhungerns treibt. Weitere Schrecken werden durch die Beschreibung von Verstümmelungen und Tod dargestellt. Die Novelle schließt mit der Zeile „Die unsichtbare Hand hatte ihr nichts Besseres geben können“, was sich auf die Kugel bezieht, die Ruth tötet. Damit erscheint der Tod als Erlösung von all dem Leid, welches die Protagonistin ertragen muss.

Auch über die Entbehrungen an der Front wird in der oppositionellen Heimatliteratur geschrieben. Dabei steht die Wiedergabe realistischer Verhältnisse ohne patriotische Verklärung im Vordergrund. Von der Situation im Schützengraben handelt Edgar Steigers Gedicht „Im Schützengraben“, in dem er schreibt:

Die Weide dort vom Frühreif überzuckert,
Und wir, am ganzen Leib kein Faden trocken,
Im Graben hier das Regenwasser gluckert,
Tipptipp, die Stiefel 'runter in die Socken.³³²

Steiger zeigt hier das Leben im Schützengraben aus der Sicht eines Soldaten. Als erstes tritt das Motiv der Kälte auf, welche durch den „Frühreif“ beschrieben wird. Dabei wird sie noch verharmlost, indem beschrieben wird, dass der Frühreif die Weide „überzuckert“, wodurch ein ästhetisches Landschaftsbild erschaffen wird. Das negative Ausmaß der Kälte wird erst durch die Kombination mit der Nässe, die den ganzen Körper des Soldaten durchdringt, deutlich. Die Nässe rührt dabei vom Regen, dem die Soldaten anscheinend schutzlos ausgeliefert sind. Diese Schutzlosigkeit vor einem Zusammenspiel aus Nässe und Kälte ist dabei schon lebensbedrohlich, da die Soldaten ihr seit Tagen ausgesetzt sind: „Acht Tage schon ... wir zählen die Sekunden“³³³, heißt es

332 Edgar Steiger: Im Schützengraben. In: *Simplicissimus* 19 (1914), S. 392.

333 Steiger: Im Schützengraben 1914, S. 392.

im Gedicht weiter. In dieser Situation werden die Soldaten zu lebenden Toten:

Acht Tage schon wie Leichen eingegraben -
Kaum hört man noch, ein regungsloser Klumpen,
Die starren Hände den Gewehrlauf schaben
Und drin das Herz das Blut zur Lunge pumpen.³³⁴

Durch den Vergleich mit Leichen wird den Soldaten tatsächlich jede Lebendigkeit abgesprochen. Die Hände sind mittlerweile durch die Kälte starr geworden, der Herzschlag ist kaum mehr zu vernehmen. In dieser Strophe werden die Auswirkungen der Entbehrungen deutlich. Die Krankheit als zusätzliches Leid und logische Konsequenz der Witterung, wird durch „ein fröstelnd Fieber“ ergänzt, wie es in der anschließenden Strophe heißt. Unter diesen Verhältnissen ist es kaum verwunderlich, dass der Tod begrüßt wird: „Man fühlt der Tröster Tod ist in der Nähe/Und bleischwer sinkt es auf die Augenlieder“³³⁵. Auch hier wird der Tod, wie schon bei Katarina Botsky, als Erlösung für die Beteiligten beschrieben. Zu groß ist das Elend, welches durch den Krieg hervorgerufen wird und kaum zu ertragen ist. Dem heroischen Leben an der Front aus der affirmativen Literatur wird hier der triste und auszehrende Alltag im Schützengraben entgegengestellt. Die Aufklärung über die realen Zustände diente sicherlich dazu, die Euphorie über die Teilnahme am Krieg zu dämpfen und vor allem Kriegsfreiwillige und solche, die es werden wollten, zum Umdenken zu bewegen.

4.4. Zerstörung

Ein Mittel, um die Schrecken des Krieges aufzuzeigen, war es, über die mit ihm einhergehende Zerstörung zu schreiben. Auch dabei wird hauptsächlich die Zerstörung von zivilen Objekten geschildert, die in den Krieg hineingezogen werden.

In Otto Zoffs Novelle „Maria mit dem Kinde“ bekommt der Leser einen grausigen Eindruck von der Zerstörungswut im Krieg. Der Autor erzählt dort von russischen Soldaten, die das Schloss Kaparczin er-

³³⁴ Steiger: Im Schützengraben 1914, S. 392.

³³⁵ Ebd.

obern. Zunächst wird das Schloss mit einer Granate in Flammen gesetzt, anschließend wird es auf der Suche nach Nahrung und Wertvollem geplündert, wobei nichts verschont bleibt: „Und schon trampeln große, schwere, kotige Füße alles, alles nieder: Korn und Weizen und Hafer. Trampeln, stoßen nieder, zermahlen: werde zu Erde, werde zu Boden, werde zu Mist und Dreck: feindliche, nutzlose Frucht!“³³⁶ Gerade die Wiederholung des Wortes „alles“ im Kontext der Zerstörung unterstreicht die umfassende Zerstörungswut der Soldaten. Das Vorgehen der Soldaten wird dabei vom Autor sogar verteidigt: „Wer läuft nicht, wenn er während dreier Tage nichts in den Magen bekommen hat und ein reiches, ein gefülltes, ein schutzloses Schloß vor ihm liegt?“³³⁷ Mit dem Hunger tritt zudem noch ein weiterer negativer Aspekt des Krieges in der Geschichte auf.

Nach dieser Schilderung fokussiert sich die Geschichte auf einen einzelnen Soldaten Iwan Obrenowitsch, der abseits der großen Masse plündern will. Statt etwas zu essen, findet er jedoch eine Statue der Maria und ein lebendiges Baby zu ihren Füßen. Andere Soldaten stoßen zu ihm, vor denen Obrenowitsch das Kind beschützen will, worüber sie spotten: „Die anderen machen ein paar Schritte in das Zimmer hinein. ‚Hast selbst erst gestern ein paar Kleine lustig, sehr lustig, Iwan, in das Feuer geschmissen,‘ lacht der eine. ‚War immer gut gezielt.“³³⁸ Daraufhin entbrennt ein Kampf zwischen Iwan Obrenowitsch und dem provozierenden Soldaten, in welchem Obrenowitsch schließlich von seinen anderen Kameraden getötet wird. Damit erweitert sich die Geschichte von der Zerstörung von materiellem zu menschlichem Material. Der Versuch, etwas vor der Zerstörung zu bewahren, in diesem Fall ein Baby, wird ebenfalls mit dem Tod bestraft. Das Baby als Sinnbild eines unschuldigen Menschen unterstreicht dabei den Aspekt, dass auch das Unschuldige im Krieg nicht verschont wird. Obgleich Zoffs Text sehr eindrücklich die Grausamkeiten der russischen Truppen propagiert, ist der Text dennoch genau aufgrund dieser expliziten Schilderung nicht als affirmativ einzustufen. Zumal innerhalb des Feindbildes noch einmal differenziert wird und der eine Soldat, trotz seiner vergangenen Verbrechen, als geläutert dargestellt

336 Otto Zoff: Maria mit dem Kinde. In: Bonner Zeitung, Nr. 344 (14.12.1914), S. 3.

337 Ebd.

338 Ebd.

wird, da dieser versucht, einen Menschen zu retten. Ebenso wird ihre Zerstörungswut verteidigt, indem des Öfteren auf den Hunger als Antrieb der Zerstörung hingewiesen wird.

Auch in Katarina Botskys Geschichte „Ihre Taten richten die Menschen“ ist die Zerstörung das zentrale Thema. Die Novelle handelt von einem Schäfer und seiner Tochter, die auf ihrem Landgut in der Nähe der russischen Grenze wohnen. Die Thematik der Zerstörung steigert sich dabei von Beginn der Geschichte an, bis sie am Ende ihre Klimax erreicht. Am Anfang sind es die Ochsen, die „zerstochen und zerschlagen und mit Schußwunden bedeckt“³³⁹ auf den Gutshof zurückkehren. Als nächstes folgen brennende Schafe, die „wie Tiere der Unterwelt“³⁴⁰ durch das Tor des Hofes laufen. Schließlich folgen die russischen Reiter, die für die Qualen der Tiere verantwortlich sind. Sie stürmen in das Haus und bedienen sich am Essen des Schäfers. Aus Angst vor den Soldaten trägt er ihnen sein gesamtes Essen auf, doch da es ihnen nicht ausreicht, beginnen die Reiter damit, das Geschirr aus Zorn zu zerstören. Dadurch wird die Zerstörungswut erst richtig entfesselt:

Unter bössartigen Raubvogelschreien fielen sie über die Polstermöbel her und schlitzten sie auf. Decken und Vorhänge wurden zum Reinigen der Stiefel benutzt. [...] Das Reisen und Krachen und Bersten im Saal berauschte die Wilden wie Alkohol. Die rohen Gemüter exaltierten sich an der Verwüstung. [...]

Einer suchte den anderen im Vandalismus zu übertreffen.

Auch hier ist von einer Steigerung der Zerstörungswut die Rede, die mit der Zeit immer zunimmt. Schließlich zünden die Russen das Haus des Schäfers an, das Feuer wird als „Höllenbaum“³⁴¹ beschrieben, wodurch die Zerstörung biblische Ausmaße erhält. Der Schäfer, der mittlerweile unter Faustschlägen zu Boden gegangen war, wird von einem der plündernden Soldaten aus den Flammen gerettet. Draußen wieder zu sich kommend findet er jedoch seine bis zum Tode vergewaltigte Tochter vor, wodurch die Zerstörung in der Vernichtung eines menschlichen Lebens ihre Klimax erreicht hat. Auch hier wird die Zerstörung im Krieg vor allem auf die Zivilbevölkerung bezogen dargestellt. Die Zerstörung betrifft dabei sowohl Materielles als auch

339 Katarina Botsky: Ihre Taten richten die Menschen. In: *Simplicissimus* 19 (1914), S. 430, 436.

340 Ebd.

341 Ebd.

Menschliches. Die Darstellung der Zerstörung in allen Einzelheiten spricht dafür, dass es Katarina Botsky ebenso wie Otto Zoff nicht darum geht, den Feind zu verteufeln, sondern die grausamen Auswirkungen des Krieges aufzuzeigen und damit den hurrapatriotischen Schriften entgegen zu wirken. Der Vergleich mit anderen Texten der Autorin, von der auch die in Kapitel 4.3. vorgestellte Novelle „Ruth“ stammt, stützt diese These, da diese ebenso schonungslos die Grausamkeiten des Krieges in einem negativen Kontext aufzeigen.

4.5. Angst und Ungewissheit

Angst und Ungewissheit sind zwei weitere zentrale Leitmotive, die in der Topik der affirmativen Literatur ignoriert werden, bei der oppositionellen Literatur dagegen eine große Rolle spielen. Dabei geht es nicht um die Angst vor der feindlichen Aggression, die durch die Verbreitung der Feindbilder geschürt wurde, sondern um die konkrete Angst in einem Kontext, der nicht mit den Ideen von 1914 in Zusammenhang steht. Diese Angst tritt dabei in drei unterschiedlichen Formen auf.

Die erste und am weitesten verbreitete Angst in der behandelten Topik ist die Angst der Hinterbliebenen um ihre Verwandten und Geliebten im Feld. Grund dafür ist oftmals die Ungewissheit, ob die Bezugsperson des lyrischen Ichs oder des Erzählers noch lebt. Diese Frage ist auch bei Christian Sümmerer zentrales Motiv in seinem Gedicht „Vermißt...“³⁴². Bereits im Titel wird durch die drei Punkte am Ende auf die Ungewissheit, was noch kommen wird, verwiesen. Dort nimmt er die Perspektive der Geliebten eines Soldaten ein, deren Sorgen gleich zu Beginn thematisiert werden: „Meine Seele schreit über die Wasser hin:/Liebster, wo bist Du...?“ Der Leser erfährt, dass das lyrische Ich nichts über den Verbleib ihres Geliebten weiß, die Sorge um ihn bringt dabei schon ihre Seele zum Schreien, was den Ausmaß ihres Schmerzes zeigt. Ebenso nutzt der Autor auch hier wieder die drei Punkte zur Verdeutlichung der Ungewissheit. Das ganze Ausmaß ihrer Verzweiflung wird jedoch erst gegen Ende des Gedichts deutlich:

342 Christian Sümmerer: Vermißt... In: Coburger Zeitung, Nr. 231 (02.10.1914), S. 3.

Tilge das schreckliche Wort...vermißt...
 Sag mir, o sag mir, wo du bist!
 Vater im Himmel, hör meine Not,
 Gib mir den Liebsten – und wär er tot...³⁴³

Der Schmerz, welcher durch das Wort „vermißt“ beim lyrischen Ich hervorgerufen wird, wird noch einmal zusätzlich verdeutlicht, indem es erst nach einem Zögern, wieder einmal durch drei Punkte angezeigt, ausgesprochen wird. Zugleich wird es durch die Einrahmung mit Hilfe der doppelten Verwendung der drei Punkte besonders hervorgehoben. Die Verzweiflung wird endgültig, indem das lyrische Ich um die Hilfe Gottes bittet und sogar den Tod des Geliebten in Kauf nimmt, wenn sie ihn nur dadurch wieder hätte. Die Trauer scheint hier erträglicher zu sein als die Ungewissheit. Damit werden Angst und Ungewissheit zu den mitunter schlimmsten Auswirkungen des Krieges erhoben, noch vor Tod und Trauer.

Eine zweite Dimension der Angst, die jedoch in der Heimatliteratur nur selten auftritt, ist die des Soldaten im Feld. Auch hier spielt die Ungewissheit, eine Rolle, dieses Mal jedoch darauf bezogen, wie lange es dauert, bis man selbst zu den Verlusten zählt. In Hugo Wolfs Gedicht „Im Feld vor Morgengrauen“ wird es wie folgt beschrieben:

Die Regimenter schlafen.
 Wie weit die Nacht hinflutet!
 Wer weiß, wer morgen blutet
 Und einfährt in den Hafen...³⁴⁴

Anders als in den affirmativen Texten wird die Ungewissheit des Lebens nicht als Abenteuer empfunden, das es zu bestehen gilt, sondern als Angstzustand. Man reflektiert darüber, wann der Tod einen selbst erreichen wird. Auch wird der Eindruck erweckt, dass man ihm ausgeliefert ist und niemand vor ihm sicher ist. Stilistisch wird die Ungewissheit auch bei Wolf wieder von den drei Punkten am Ende des letzten Verses unterstützt.

Die letzte Form der Angst, die sich in der oppositionellen Literatur finden lässt, ist eine allgemeine Zukunftsangst. Bereits im August 1914 schreibt Ilse Müller folgende Verse:

343 Christian Sümmerer: Vermißt... In: Coburger Zeitung, Nr. 231 (02.10.1914), S. 3.

344 Hugo Wolf: Im Feld vor Morgengrauen. In: Simplicissimus 19 (1914), S. 394.

Die Dämmerstunde zwischen Nacht und Tag
Liegt tot und bleiern auf den nassen Dächern,
Und in den dumpfen, niedrigen Gemächern
Fragt manch ein Herz mit angstvoll scheuem Schlag:
Wie wird es kommen? Wie wird alles sein?
Welch neues Elend hat die Welt geboren?
Ist alles Glück im Keimen schon erfroren?
Und unheilswanger grinst der fahle Schein.³⁴⁵

Statt Euphorie über den Kriegsausbruch dominiert bei ihr schon früh die Angst vor der Ungewissheit. Die vielen rhetorischen Fragen sind Sinnbild dieser Sorgen und Ängste, die das lyrische Ich äußert. Sie beziehen sich dabei ausschließlich auf die Zukunft, die unsicherer denn je erscheint. Ilse Müllers Gedicht ist ein Beispiel für die beunruhigte Stimmungslage in Teilen der deutschen Bevölkerung direkt nach Ausbruch des Krieges, welcher mit der affirmativen Literatur vorgebeugt werden sollte. Dass dies jedoch nicht immer von Erfolg gekrönt war, zeigen die oben zitierten Verse. Sie zeugen nicht nur von einer verunsicherten Deutschen, sondern die Ungewissheit geht sogar tendenziell ins Negative, da der „fahle Schein“ am Horizont „unheilsschwanger [grinst]“. Somit zeichnet sich also bereits Unheil in der Zukunft ab. Dass diese Angst nicht auf sie beschränkt bleibt, zeigt die Autorin, indem sie nicht nur von der Angst einer Person berichtet, sondern von diversen Herzen, die mit „angstvoll scheuem Schlag“ leben. Die ungewisse Zukunft scheint daher ein verbreitetes Phänomen zu sein, welches in der großen Menge an affirmativer Literatur geleugnet wird, indem von einer umfassenden Euphorie gesprochen und „das ganze Land [jubelnd]“³⁴⁶ gezeichnet wird. Gerade deshalb sind nicht kanonische Texte wie der von Ilse Müller enorm wichtig, da sie auch andere Meinungen fernab der prominenten, staatlich in ihrer Entstehung und Verbreitung geförderten Literatur aufzeigen.

345 Ilse Müller: Morgendämmerung. In: Hessenland 28 (1914), 1. August-Heft.

346 Georg Schwiening: Die Wacht in West und Ost. In: Oberhessische Zeitung, 08.08.1914.

4.6. Naturdarstellung

Ein wichtiges stilistisches Mittel, um der Zensur zu entgehen, war die Verschleierung von Kriegskritik. Oftmals diente die Darstellung der Natur als Sinnbild eines zerstörerischen Krieges, wofür unter anderem das Sinnbild des Sturmes, vor allem jedoch die Farbe Rot stehen.³⁴⁷ Im Kontext von Himmelskörpern dient das Rot in seiner Funktion häufig der Ankündigung von Unheil. So auch bei Katarina Botskys bereits in Kapitel 4.4 vorgestellten Novelle „Ihre Taten richten die Menschen“, in welcher der Himmel als „schauerlich rot“ bezeichnet wird, als die Kosaken an der Hütte des Schäfers ankommen.³⁴⁸ Der rote Himmel fungiert dabei bereits als Indikator dafür, dass Blut vergossen werden wird. In Paul Zechs Gedicht „Nächtlicher Angriff“ wird diese Rolle vom „rotem Nebel“³⁴⁹ übernommen, welcher ein Dorf umhüllt, das kurz darauf von Soldaten erobert wird. Zugleich nutzt der Autor in diesem Gedicht die Natur als Spiegel der Ereignisse. Indem er schreibt „Der Mond verblutet in den Bäumen“, nutzt er das Motiv des Mondes, um das Blutvergießen auf der Erde widerzuspiegeln.

Welche Bedeutung die Farbe Rot im Kontext oppositioneller Gedichte hat, wird in dem Gedicht „Ueber die rote Heide“ von Erich Vogeler noch einmal besonders deutlich. In der ersten der insgesamt drei Strophen wird zunächst eine Naturidylle geschaffen, die sich noch nicht konkret mit dem Krieg in Verbindung bringen lässt. Es heißt lediglich:

Die Heide ist rot...
Schimmernd, wie Abend nach schönem Tag verloht.
Märkische Heide. Am Wegesrand
Ein purpurner Saum, durch weißen Sand.
Ein schmaler Saum.
Dahinter wie in Bächen
Schwimmt das Rot in stillen Flächen.
Blüt' an Blüte rot über den weiten Raum.³⁵⁰

347 Vgl. Grötzinger: Der Erste Weltkrieg im Widerhall des „Zeit-Echo“ (1914-1917) 1994, S. 166.

348 Vgl. Botsky: Ihre Taten richten die Menschen 1914, S. 436.

349 Paul Zech: Nächtlicher Angriff. In: Simplicissimus 19 (1914), S. 367.

350 Erich Vogeler: Ueber die rote Heide. In: Berliner Tageblatt und Handels-Zeitung, Nr. 608 (30.11.1914), S. 6.

Auch hier ist bereits die Farbe Rot dominant, obgleich sie noch von Weiß und Purpur begleitet wird. Der Grund für die Färbung der Heide wird jedoch noch nicht deutlich. Erst in der zweiten Strophe wird dem Leser der Kontext bewusst. Dort wird beschrieben, wie Soldaten und Kanonen über die „blühende Heide“³⁵¹ ziehen, „Während draußen, vielleicht.../Ein Freund jetzt mit blutendem Munde fiel...“³⁵². Der Grund der rot blühenden Heide sind die Soldaten, die mit ihrem Blut, welches sogar explizit erwähnt wird, für die Färbung der Heide sorgen. Das Vorüberziehen der Soldaten und die Erkenntnis über den Grund der Rotfärbung der Heide verstärken die Dominanz der Farbe in der abschließenden Strophe:

Die Heide...ist so rot. Am Wegesrand
Eine purpurne Rinne, durch weißen Sand.
Eine Rinne, rot und schmal ...
Dahinten wie in Bächen
Schwimmt das Rot in breite Flächen.
Lachen, große Lachen überall....
Die Heide...
Die Heide ist so rot.

Die letzte Strophe orientiert sich größtenteils an der ersten Strophe, wodurch jedoch den Unterschieden eine noch größere Bedeutung zukommt. Zunächst hat das Rot der Heide zugenommen, die nicht mehr bloß rot, sondern „so rot“ ist. Auch aus der purpurnen Rinne ist eine rote Rinne geworden, wodurch sich zeigt, dass das Blut sich ausbreitet. Dies zeigt sich auch an den Flächen, welche nicht mehr nur als still, sondern als „breite Flächen“ beschrieben werden, wodurch sie eine große räumliche Dimension erhalten. Besonders bedeutungsvoll ist die Erwähnung der Lachen, welche auf eine große Verbreitung von Blut hinweisen könnten. Speziell das Wort „überall“ in Verbindung mit den „breiten Flächen“ und den „großen Lachen“ zeigt die weite Verbreitung des Blutes, verursacht durch den Krieg. Auffallend sind ebenso die drei Punkte, welche der Autor häufig einsetzt. Wie in anderen oppositionellen Gedichten zuvor zeugen auch sie von einem Zögern des Autors angesichts der kaum darstellbaren Zerstörung durch den Krieg. Die

351 Erich Vogeler: Ueber die rote Heide. In: Berliner Tageblatt und Handels-Zeitung, Nr. 608 (30.11.1914), S. 6.

352 Vogeler: Ueber die rote Heide 1914, S. 6.

Punkte erwecken den Eindruck, der Autor suche nach den richtigen Worten, um diese Zerstörung und das überall fließende Blut zu beschreiben. Dieses Mittel findet er, wie viele andere Schriftsteller auch, in einer von der Farbe Rot dominierten Natur, welche das omnipräsente Blutvergießen repräsentiert und als Spiegel der Geschehnisse im Krieg dient.

4.7. Die Sehnsucht nach Frieden

Während die affirmative Kriegsliteratur den Krieg als Erlösung willkommen heißt, sehnt man sich in der oppositionellen Literatur nach dem Frieden zurück. Zwar ist das Motiv des Friedens auch in den euphorischen, patriotischen Schriften vertreten, doch ist es dort an die Bedingung eines Siegfriedens geknüpft und tritt vorwiegend im Kontext von Weihnachten auf³⁵³. In der oppositionellen Literatur dagegen ist der Frieden an keine Bedingung geknüpft. Einer dieser bedingungslosen Friedensappelle stammt von Hermann Hesse. Hesse war ebenfalls einer der Autoren, der zu Beginn des Krieges von Euphorie ergriffen wurde und an seine reinigende Wirkung glaubte. Deshalb meldete er sich als Kriegsfreiwilliger, wurde jedoch abgelehnt. Bereits im Oktober 1914 wandelt sich jedoch seine Einstellung, als er die Konsequenzen des Krieges für die Menschen erkennt.³⁵⁴ Eine Konsequenz dieses Wandels ist sein Gedicht „Friede“, in dem es über den Frieden heißt:

Jeder hat's gehabt,
Keiner hat's geschätzt,
Jeden hat der süße Quell gelabt,
O wie klingt der Name Friede jetzt!³⁵⁵

Bereits in der ersten Strophe setzt sich Hermann Hesse hier mit der Meinung aus der Vorkriegszeit auseinander, nach der der Friede nichts

353 Siehe dazu Kapitel 3.7 und Kapitel 3.8.

354 Vgl. Michael Limberg: Das politisch-publizistische Engagement Hermann Hesses zwischen 1914 und 1945. In: Der Grenzgänger Hermann Hesse. Neue Perspektiven der Forschung, hg. von Henriette Herwig und Florian Trabert, Freiburg/Berlin/Wien 2013, S. 453-464, S. 454.

355 Hermann Hesse: Friede. In: *Simplicissimus* 19 (1914), S. 406.

als Langeweile und Dekadenz bedeute.³⁵⁶ Nun aber sei diese Meinung überholt und die Menschen sehnten sich nach dem Frieden zurück. Dass er hier nicht nur für sich spricht, drückt er in der zweiten Strophe aus: „Jeder sehnt ihn voll Verlangen her.“ Da dies wohl nicht der Wahrheit entspricht, da im Oktober 1914 die Euphorie längst nicht derart abgeflaut ist, was die noch im November und Dezember 1914 erscheinenden affirmativen Texte belegen, wirkt die Formulierung Hermann Hesses eher wie ein Wunsch oder ein Appell an alle. Der Frieden scheint für Hesse dabei nicht allzu weit entfernt: „Ungeduld rege Hoffnung pflückt/Ahnend schon die goldne Frucht vom Baum“. Diese Frucht ist der Friede, den Hesse bereits erahnen kann. Der Krieg wird jedoch noch weitere vier Jahre dauern, weshalb der unbestimmte Zeitpunkt der Friedensankunft in der letzten Strophe des Gedichts passender erscheint:

Sei willkommen einst,
Wenn aus Blut und Not
Du am Erdenhimmel uns erscheinst,
Unsrer schönern Zukunft Morgenrot!

Hier wird nämlich durch die Verwendung von „einst“ eine zeitliche Distanz von unbestimmter Länge erschaffen. Sicher ist lediglich, dass er irgendwann einmal aus dem Leid der aktuellen Zeit, durch „Blut und Not“ angesprochen, geboren wird. Doch vor allem mit dem letzten Vers widerspricht Hesse der affirmativen Kriegsliteratur. In diesem Vers vergleicht Hesse die Friedenszeit mit der des Krieges und stellt den Frieden als schöner dar. Die Ankunft einer neuen Zeit wird durch das „Morgenrot“ als Zeichen des Anbruchs eines neuen Tages noch einmal verdeutlicht. Ebenso wie der Krieg also in der apologetischen Literatur als Erlösung vom Frieden dargestellt wurde, wird in Hesses Gedicht der Frieden als Erlösung von den Leiden des Krieges geschildert.

Erna Heinemann-Grautoffs Gedicht „Wenn alle Wünsche, alle Tränen...“ konzentriert sich vorrangig auf den Aspekt der Friedensschließung selbst. Dieser geht dabei nicht von den Politikern oder den Soldaten aus, sondern von den Menschen, die das Leid des Krieges in der Heimat ertragen müssen. Dies wird erreicht, indem sich alle Men-

356 Vgl. Buelens: Europas Dichter und der Erste Weltkrieg 2014, S. 36f.

schen die Hände reichen. Hierbei spricht sie alle Arten von Händen an, die „weichen Hände und die arbeitsrauh, / Die jungen und die welken, aderblauen, / die hellen [...], / die braunen auch“³⁵⁷. Der Friedensappell wird dadurch auf alle Menschen auf der Erde ausgeweitet, die gemeinsam zum Frieden beitragen. Wie dies genau geschehen soll, wird in den letzten Versen des Gedichts beschrieben:

wenn sie einander fassen wollten, lenken,
vermöchten, sich zur Kette zu verschränken;
die Kette liefe um so weite Flächen,-
sie könnte bald den Erdenball umkreisen.
Dann sollte wohl kein Schwert, kein Blei, kein Eisen
in alle Ewigkeiten sie durchbrechen.

Die Autorin spricht hier von einer Menschenkette, die die gesamte Welt umfassen soll und in ihrem Wunsch nach Frieden von keiner Kriegsbegeisterung mehr durchschlagen werden kann. Die Menschen auf der Welt werden in diesem Gedicht durch ihr gemeinsames Leid vereint. Die Vereinigung dient jedoch anders als in apologetischen Schriften nicht dazu, das Leid besser ertragen zu können, sondern aktiv etwas dagegen zu unternehmen, indem der Krieg beendet werden soll. Der dadurch anbrechende Friede soll dabei auf Basis einer Völkerverständigung erreicht werden, da sich alle Völker der Welt unabhängig ihrer Hautfarbe, ihres Standes oder Alters die Hände reichen. Wenn dies erreicht werden könnte, so würde der entstandene Frieden nach Meinung der Autorin ewig andauern. Ihr Gedicht, ebenso wie das von Hermann Hesse, zeigen deutlich, dass bereits wenige Monate nach Ausbruch des Krieges der Wunsch nach Frieden in der Bevölkerung vorhanden war und dass sich auch prominente Autoren trauten, öffentlich dem Krieg zu widersprechen. Die Veröffentlichung der Gedichte im *Simplicissimus* und dem *Berliner Tageblatt* zeigt ebenso, dass auch die großen Zeitungen ebenso schnell bereit sind, solche Texte zu verbreiten, die der öffentlichen Propaganda widersprechen.

357 Erna Heinemann-Grautoffs: Wenn alle Wünsche, alle Tränen... In: Berliner Tageblatt und Handels-Zeitung, Nr. 639 (16.12.1914), S. 3.

5. Topik der Frontliteratur

5.1. Medien der Frontliteratur

Im Ersten Weltkrieg war „erstmals in der Militärgeschichte eine beträchtliche Anzahl literarisch gebildeter Soldaten auf beiden Seiten der Front im Einsatz.“³⁵⁸ Dies führte zur Entstehung einer unüberschaubaren Menge an Frontliteratur, welche wie bei der Heimatliteratur auch zum größten Teil aus Lyrik bestand. Der Großteil dieser Frontliteratur entstand zwischen Herbst 1914 und 1915, danach nur noch vereinzelt, da die Autoren angesichts der zunehmenden Brutalität und Willkür des Krieges zusehends verstummten.³⁵⁹ Die Publikation fand hauptsächlich in Feldzeitungen statt, welche es zwar auch in vorherigen Kriegen gab, jedoch dort eher den Zweck von Informationsblättern übernahmen als tatsächlich Literatur von Soldaten zu publizieren. Insgesamt erschienen zwischen 1914 und 1918 insgesamt etwa 110 dieser Feldzeitungen, die sich im Hinblick auf ihre Auflage und Intention stark voneinander unterschieden. Allgemein differenziert man zwischen den Schützengrabenzeitungen und den Armeezeitungen.

Die Schützengrabenzeitungen machten dabei wohl rund ein Fünftel aller Feldzeitungen aus.³⁶⁰ Ihr Kennzeichen bestand darin, dass sie nahe an der Front, wenn nicht sogar unmittelbar dort entstanden sind, was ihre Produktion meist sehr aufwendig und kompliziert machte. Die ersten Zeitungen wurden per Hand geschrieben. Erst mit fortlaufendem Bestehen der Zeitungen konnte man Druckerpresse nutzen,

358 Martin Löschnigg: „Ich habe kein Wort“. Betrachtungen zu einem Topos literarischer Texte über den Ersten Weltkrieg. In: Zeitschrift für Literatur- und Theatersoziologie 10 (2014), S. 35-53, S. 42.

359 Vgl. Saueremann: Der Schützengraben in der Lyrik des 20. Jahrhunderts und in der Realität des Kriegs 2005, S. 80.

360 Vgl. ebd., S. 69.

mit denen bis zu 1000 Kopien hergestellt werden konnten.³⁶¹ Die Besonderheit der Schützengrabenzeitungen bestand darin, dass sie von den Soldaten selbst gegründet und herausgegeben wurden, wodurch ein regelmäßiges Erscheinen der Ausgaben äußerst schwierig war, da sie nicht von ihren eigentlichen Pflichten als Soldaten entbunden waren.

Die erste Zeitung dieser Art entstand bereits wenige Wochen nach Kriegsbeginn, als am 14. September 1914 das erste Exemplar der *Hohnacker Neuesten Nachrichten* erschien.³⁶² Der frühe Zeitpunkt verdeutlicht den starken Wunsch der Soldaten, ihre Erlebnisse auszudrücken und zu verarbeiten. So bestand wohl auch die Hauptintention der Schützengrabenzeitungen die „physische Belastung des Krieges für sich und andere zu kompensieren.“³⁶³ Anders als die Zeitungen in der Heimat waren die von Soldaten betreuten Zeitungen daher keine von Propaganda durchzogenen Blätter, sondern beschäftigten sich auf unzensurierte Weise mit den Themen, die den Soldaten tatsächlich am Herzen lagen. Zumindest war dies möglich bis zur Errichtung der Feldpressestelle in der Mitte des Jahres 1916, welche die Leitung aller Feldzeitungen und damit auch deren thematische Betreuung übernahm.³⁶⁴ Davor gehörten auch die Probleme und Entbehrungen der Soldaten, denen sie ausgesetzt waren, zu den hauptsächlichen Motiven der dort publizierten Literatur. Damit sind gerade die Schützengrabenzeitungen eine wichtige Quelle für die Wahrnehmung des Krieges der unmittelbar daran Beteiligten. Aufgrund dieser Authentizität waren die Zeitungen wohl unter den Soldaten selbst sehr beliebt, obgleich der Leserkreis sich meist auf die eigene Kompanie beschränkte. Es kam nur selten vor, dass die Zeitungen darüber hinaus bis in die Heimat gelangten. Dies wurde nur ermöglicht, wenn die Themen der Ausgabe die gute Stimmung von Soldaten widerspiegelte, eine derartige Verbrei-

361 Vgl. Robert L. Nelson: Soldier Newspapers: A useful source in the social and cultural history of the First World War and beyond. In: *War in History* 17 (2010), H. 2, S. 167-191, S. 174.

362 Vgl. Lipp: Meinungslenkung im Krieg 2003, S. 29.

363 Lipp: Meinungslenkung im Krieg 2003, S. 30.

364 Vgl. Sauer mann: Der Schützengraben in der Lyrik des 20. Jahrhunderts und in der Realität des Krieges 2005, S. 69.

tung war wohl jedoch von den Herausgebern der Zeitungen gar nicht erst erwünscht.³⁶⁵

Im Gegensatz zu den Schützengrabenzeitungen waren die Armeezeitungen meist wesentlich professioneller. Sie wurden auf Bestreben der Befehlshaber gegründet, um neben der Funktion der Unterhaltung auch die Moral und das Zusammengehörigkeitsgefühl unter den Soldaten zu stärken. Daher standen den Herausgebern weitaus professionellere Werkzeuge zur Verfügung, mit denen sie eine Auflage von bis zu 110.000 Exemplaren herstellen konnten³⁶⁶. Schützengrabenzeitungen dagegen kamen auf eine Auflage von maximal 11.000 Exemplaren, wobei die Regel eher im niedrigen vierstelligen Bereich lag.³⁶⁷ Begünstigt wurde die Herstellung und Verbreitung großer Armeezeitungen auch dadurch, dass die Herausgeber meist Personen waren, die Erfahrung in diesem Bereich aufweisen konnten. Die *Liller Kriegszeitung*, welche zu den bekanntesten und größten Feldzeitungen gehörte³⁶⁸, wurde zum Beispiel von Paul Oskar Höcker betreut, einem bereits vor dem Ersten Weltkrieg erfolgreichen Schriftsteller.³⁶⁹ Die Mitarbeiter dieser Zeitungen waren auch von ihren Pflichten im Feld entbunden und konnten sich somit komplett auf die Produktion der Ausgaben konzentrieren, was ein regelmäßiges Erscheinen ermöglichte. Ebenso wurde diese Regelmäßigkeit dadurch begünstigt, dass die Zeitungen nicht direkt an der Front, sondern in einem sicheren Bereich dahinter entstanden.

Dennoch vertraten auch die Armeezeitungen den Anspruch, die Soldaten zu vertreten. So waren auch die meisten Autoren der Beiträge Soldaten von eher niedrigem Rang.³⁷⁰ Allerdings waren die Armeezeitungen in ihrer Thematik nicht so unabhängig wie die Schützengrabenzeitungen, da sie hauptsächlich von Offizieren redaktionell betreut wurden, zu deren Aufgabe die Aufrechterhaltung der Moral der Soldaten gehörte. Deshalb wurden negative Beiträge auch vor der Errich-

365 Vgl. Lipp: Meinungslenkung im Krieg 2003, S. 34f.

366 Vgl. Sauermann: Der Schützengraben in der Lyrik des 20. Jahrhunderts und in der Realität des Kriegs 2005, S. 72.

367 Lipp: Meinungslenkung im Krieg 2003, S. 36f.

368 Nelson: Soldier Newspapers 2010, S. 174.

369 Vgl. Lipp: Meinungslenkung im Krieg 2003, S. 43.

370 Vgl. Lipp: Meinungslenkung im Krieg 2003, S. 44.

tung der Feldpressestelle oftmals zensiert oder schlicht nicht abgedruckt. Somit waren auch die Armeezeitungen ein Instrument der zeitgenössischen Propaganda. Die hohe Auflage dieser Zeitungen zeigt jedoch, dass sie sich bei den Soldaten großer Beliebtheit erfreuten, da die Soldaten für ihren Bezug bezahlen mussten und es sich somit nicht nur um „propaganda leaflets printed on the cheap by the army then ‚thrown‘ en masse at uninterested soldiers who ignored such obvious tripe“³⁷¹ handelte.

Auch in der Heimat war Frontliteratur für die Leser verfügbar, vor allem in der Form der Feldpostbriefe. Diese unterlagen jedoch strenger Zensur, da sie in den Zeitungen der Heimat veröffentlicht wurden. So erfuhren die Leser in der Heimat meist nur von den positiven Dimensionen des Krieges. Die Briefe, die nicht veröffentlicht wurden, behandelten dagegen zumeist die Desillusionierung und Todesangst der Soldaten.³⁷²

Selten wurde auch Frontliteratur in den Zeitungen der Heimat publiziert. Dies geschah hauptsächlich in der Zeitschrift *Die Aktion*. In der ab dem Heft vom 24.10.1914 geschaffenen Rubrik „Verse vom Schlacht-Feld“, wurden, zumindest nach Ansicht des Herausgebers, „die ersten wertvollen Verse, die der Weltkrieg 1914 hervorgebracht hat“³⁷³ veröffentlicht. Ihr „Nachdruck, die Aufnahme in sogenannte ‚lyrische Kriegsflugblätter‘ oder ähnliche Kuplettsammlungen, ist unter allen Umständen verboten“³⁷⁴. Die Intention dieser Rubrik lag nämlich darin, die Realität des Krieges aus der Sicht der Soldaten in seiner Grausamkeit aufzuzeigen und damit der heroischen Kriegsliteratur entgegen zu wirken. Darauf weist bereits der Titel der Rubrik hin, da die Trennung von „Schlacht-Feld“ das Wort „Schlacht“ besonders hervorgehoben wird, was einerseits den Aspekt des Kampfes hervorhebt, andererseits jedoch auch für das willkürliche Abschlagen im Krieg steht.³⁷⁵

371 Nelson: *Soldier Newspapers* 2010, S. 174.

372 Vgl. Sauermann: *Der Schützengraben in der Lyrik des 20. Jahrhunderts und in der Realität des Kriegs* 2005, S. 66.

373 Franz Pfemfert: *Dichtungen vom Schlacht-Feld*. In: *Die Aktion* 4 (1914), S. 834

374 Ebd.

375 Bridgewater: *German poetry and the First World War* 1971, S. 170.

5.2. Elemente des nationalen Diskurses

Auch in der Frontliteratur lassen sich die Elemente des nationalen Diskurses wiederfinden. Während diese in der Heimatliteratur den Großteil der Texte durchzogen, spielt der nationale Diskurs jedoch in der Frontliteratur eine untergeordnete Rolle und beschränkt sich auf wenige Motive. So ist das Motiv der nationalen Einheit, welcher in der Heimatliteratur mitunter zu den wichtigsten Themen gehörte, in der Frontliteratur kaum vorhanden. Ebenso verhält es sich mit dem Motiv des Helden. Das Individuum, welches einen entscheidenden Einfluss auf das Gefecht nehmen kann, ist eine Erscheinung der Heimatliteratur, die ebenso wie das Bild des „emotionslose[n] und unverwundbare[n] ‚Frontkämpfertypus‘ voll Standhaftigkeit und Pflichterfüllung“³⁷⁶ in der Frontliteratur kaum existent ist. Grund für die weitgehende Abwesenheit von den Motiven des Heldentums ist wohl die Diskrepanz zwischen diesen Forderungen und der Realität, die sich den Soldaten darbot. Man erkannte, dass das Individuum an der Front keinen Einfluss auf den Krieg nehmen konnte und war, mit seiner eigenen Todesangst konfrontiert, auch nicht dazu bereit, sein Leben leichtfertig zu opfern.

Die glorifizierende Darstellung eines stählernen Helden war vorwiegend in der Heimat standhaft, wo dieses Bild, durch die Zensur geschützt, keine Widersprüche erfahren konnte. Ebenso spielt die Schuld am Kriege in der Frontliteratur, mit wenigen Ausnahmen, keine Rolle für die Soldaten. Die Ursachen des Krieges rückten wohl in den Hintergrund, wenn man tatsächlich darin involviert war und es nur noch darum ging, für das eigene Überleben zu sorgen. In diesem Kontext ist auch die vermehrte Nutzung nationaler Symbole zu sehen, die für den Soldaten an der Front wohl keine Rolle spielte, da das Motiv des Deutschtums mit all seinen Elementen, wie der Berufung auf nationale Autoritäten zum Beispiel, nicht zu finden ist. Einzig der Stolz auf die fortschrittliche Waffentechnik, ausgedrückt durch die Begeisterung

³⁷⁶ Sauer mann: Der Schützengraben in der Lyrik des 20. Jahrhunderts und in der Realität des Kriegs 2005, S. 94.

über die „dicke Bertha“³⁷⁷, kann in diesem Zusammenhang gesehen werden. Ihre Leistung wird in diversen Liedern besungen, so heißt es unter anderem von ihr: „Stehen und Isen freet ick,/Dicke Muern biet ick,/Grote Loecker riet ick,/Dusend Mann de smiet ick“³⁷⁸. Dabei waren die Soldaten jedoch unmittelbar von diesem Symbol betroffen, was seine Verwendung in der Frontliteratur erklärt.

Anders als mit den bisher thematisierten Motiven des nationalen Diskurses verhält es sich mit dem Bild des Opfers. Texte, die die Opferbereitschaft der Soldaten betonen, existieren auch in der affirmativen Frontliteratur. Auch hier liest man davon, dass „ein jeder sein Leben,/ Sein Gut und Herz und Hand/Gern gibt“³⁷⁹. Die Inszenierung folgt dabei dem Muster der Heimatliteratur, indem das Opfer als Notwendigkeit für ein höheres Ziel dargestellt wird, welches patriotische Soldaten jedoch gerne in Kauf nehmen.

Die Motive des (Helden-)Todes und der Feindbilder dagegen lassen sich in großem Umfang sowohl in der Heimat- als auch in der Frontliteratur wiederfinden. Ihre Inszenierung unterscheidet sich jedoch stark von den Texten aus der Heimat, was in den folgenden beiden Kapiteln dargestellt werden soll.

5.2.1. Darstellung des Todes

Der Tod ist das dominante Thema der Frontliteratur. In beinahe jedem zweiten Text der Frontliteratur tritt das Motiv des Todes auf, was unterstreicht, welch enorme Bedeutung dieses Thema für die Soldaten hat, die jedoch auch dazu gezwungen sind, sich ständig mit dem Tod auseinander zu setzen. Dabei wird der Tod selbst ambivalent bewertet, entweder er wird gefürchtet oder für ein höheres Ziel willkommen geheißen. Obwohl das Motiv der Aufopferung für das Vaterland häufiger zu finden ist, wird der Heldentod selbst allerdings deutlich seltener thematisiert. Nur rund ein Viertel der Frontliteratur, die sich mit dem

377 Dabei handelte es sich um ein schweres Geschütz, welches unter anderem bei der Schlacht um Namur und Lüttich eingesetzt wurde. Vgl.: Epkenhans, Der Erste Weltkrieg 1914-1918 2015, S. 51.

378 Van Keken: 42cm! – De Brummer. In: Der Landsturm, Nr. 6 (29.11.1914), S. 3.

379 Dr. W: 1914. In: Der Landsturm, 29.11.1914.

Tod befasst, beschreibt ihn als „den schönsten Tod“³⁸⁰ oder ähnlich heroisch. Die bloße Möglichkeit des Todes im Sinne einer Aufopferung scheint für die Autoren also ein beliebteres Motiv gewesen zu sein als der tatsächlich erlittene Tod. Erscheinungsorte dieser affirmativen Frontliteratur sind dabei vor allem die *Liller Kriegszeitung* und Zeitungen aus der Heimat, alles Medien also, die bereits seit Beginn des Krieges der Zensur unterlagen oder von affirmativen Herausgebern geleitet wurden.

Weitaus häufiger dagegen ist die Darstellung des Todes als ein allumfassendes Phänomen, dem der Soldat kaum etwas entgegen zu setzen hat. Diese Texte beschreiben den Kriegsalltag und detaillierte Kämpfe, die nicht mit heroischem Patriotismus verklärt werden. So ist die Rede von „Hügel[n] von Leichen“³⁸¹, die sich vor den Soldaten aufstapeln. Anders als bei der oppositionellen Literatur wird der Tod dabei jedoch nicht bewertet, sondern sie konzentrieren sich auf unpolitische Weise auf die Emotionen der Soldaten im Angesicht des Todes. So beschreibt ein Soldat in einem Feldpostbrief eine Schlacht, in der es zum Nahkampf mit dem Feind kommt: „Die Belgier standen auf und hielten ihre Bajonette vor, da liefen wir vorwärts, und wie mein Gegner zum Stoß nach mir ausholte, rannte ich ihm meine Säge in die Brust. Von der Wucht des Stoßes fiel ich auf ihn, und ich fühlte sein warmes Blut. Da mußte ich heulen.“³⁸² Der unmittelbare Kontakt mit der Gefahr des Todes führt hier nicht zu einem Rausch, sondern nur zur Trauer. Es wird jedoch kein expliziter Verbrüderungsgedanke geäußert, eine politische Bewertung des Ereignisses folgt nicht. Lediglich die emotionale Auswirkung der Konfrontation für den individuellen Soldaten wird thematisiert.

Die Erfahrung des Todes kann jedoch auch auf das Kollektiv übertragen werden. Ein Autor, der dieses Element nutzt, ist August Stramm. Der avantgardistische Schriftsteller war zwar nicht von der Euphorie des Krieges betroffen, wollte jedoch seine Pflicht erfüllen und nahm von Beginn an am Krieg teil, was jedoch zu Gewissenspro-

380 Anon.: Aus einem Feldpostbrief. In: Coburger Zeitung, Nr. 280 (29.11.1914), S. 6.

381 T.R.: Die Kämpfe in Westflandern. In: Coburger Zeitung, Nr. 280 (29.11.1914), S. 5.

382 Anon.: Ein Feldbrief aus Lüttich. In: Bonner Zeitung, Nr. 280 (22.08.1914), S. 1.

blemen führte.³⁸³ Der Konflikt zwischen Gewissen und Pflichterfüllung führt zu einer unpolitischen Betrachtung der Geschehnisse in seiner Lyrik. Entsprechend wird auch der Tod in seinem Gedicht „Schwermut“ beschrieben. Dort heißt es:

Schreiten Streben
 Leben sehnt
 Schauern Stehen
 Blicke suchen
 Sterben wächst
 Das Kommen
 Schreit!
 Tief
 Stummen
 Wir.³⁸⁴

Die zunächst auffallende Kürze der Verse ist ein stilistisches Mittel, dessen sich Stramm gerne bedient. Der Autor will damit den beschleunigten Rhythmus des Krieges verdeutlichen, in dem die Kampfhandlungen in einem rasanten Tempo stattfinden, welches die Wahrnehmung des Individuums überfordert.³⁸⁵ Die fragmentierte Syntax ist wiederum ein Spiegel der Ereignisse an der Front, die für den Soldaten keine Zusammenhänge bilden und denen er willkürlich ausgeliefert ist.³⁸⁶ Den Tod stellt Stramm in seinem Gedicht als ein wachsendes, also sich verbreitendes Phänomen dar („Sterben wächst“), dem die Sehnsucht nach Leben gegenüber steht („Leben sehnt“). Das Kollektiv wird gegen Ende des Gedichts angesprochen, indem vom Verstummen des isoliert dastehenden „Wir“ die Rede ist. Die Isolation dieses Wortes ist ein Indiz dafür, wie allein gelassen sich die Soldaten im Kampfgeschehen fühlen, obgleich sie durchaus Kameraden um sich herum haben, die allerdings vielmehr Leidensgenossen sind als eine Trost spendende Gemeinschaft. Die Erweiterung der Individualität ist in Frontgedichten ein häufiges Mittel, welches der Verallgemeinerung der Erfahrung dient.³⁸⁷ Das Verstummen selbst wiederum ist ein Hinweis auf

383 Vgl. Rehage: „Wo sind Worte für das Erleben“ 2003, S. 163.

384 August Stramm: Schwermut. In: Der Sturm 5 (1914), S. 115.

385 Vgl. Rehage: „Wo sind Worte für das Erleben“ 2003, S. 181.

386 Vgl. Löschnigg: „Ich habe kein Wort“ 2014, S. 41.

387 Vgl. Sauer mann: Der Schützengraben in der Lyrik des 20. Jahrhunderts und in der Realität des Kriegs 2005, S. 82.

die Unfähigkeit des Ausdrucks einer solchen Erfahrung, denn „die tradierte Sprache konnte die neuen Eindrücke und Erfahrungen der Frontsoldaten selbst ‚unter guten Kameraden‘ nicht mehr vermitteln.“³⁸⁸ Stramms Gedicht stellt damit verschiedene Probleme der Soldaten und ihren Tod als kollektive Erfahrung dar, dem der Einzelne beziehungsweise alle nur stumm entgegenblicken können. Der Tod wird dabei nicht gleichgültig hingenommen oder gar positiv bewertet, sondern gefürchtet, was einerseits durch das Wort „Schauern“ ausgedrückt und andererseits durch die Sehnsucht nach Leben noch zusätzlich unterstützt wird.

5.2.2. Darstellung des Feindes

Ebenso wie in der Heimatliteratur spielte auch die Darstellung des Feindes für die Frontliteratur eine große Rolle. Dies bezieht sich jedoch nur auf affirmative Frontliteratur. Texte, die den Krieg als etwas Negatives darstellen oder ihm keine eindeutige Bewertung zumessen, meiden größtenteils das Motiv des Feindes. Falls er doch erwähnt wird, so geschieht dies ohne Abwertung oder Diffamierung. Gleichzeitig wird jedoch auch keine Verbrüderung unter den Soldaten vollzogen, sondern höchstens eine Anerkennung als Leidensgenosse.³⁸⁹ In der Regel konzentrieren sich diese Texte jedoch auf das eigene Ich oder das kollektive Wir, bei dem der Feind ausgeblendet wird.

Die affirmativen Texte dagegen sind weitaus mehr von der heimatischen Propaganda durchzogen und orientieren sich an der dort erschaffenen Bewertung des Feindes. Entsprechend tritt vor allem England als Feindbild auf, das immer wieder als „Erzfeind“³⁹⁰ oder „alte Kraemerseele“³⁹¹ bezeichnet wird. Der Grad der Diffamierung unterscheidet sich dabei nicht maßgeblich von dem der Heimatliteratur, so

388 Fries: Die große Katharsis 1995, Bd. 2, S. 109.

389 Vgl. ebd., S. 105.

390 Joseph Huggenberger: Wider England. In: Liller Kriegszeitung, Nr. 4 (21.12.1914), S. 1.

391 H. S.: Als die Briten frech geworden. In: Liller Kriegszeitung, Nr. 5 (27.12.1914), S. 6.

sind auch in der Frontliteratur die Bezeichnung der Feinde als Tiere oder Unmenschen gern genutzte Mittel, um sie herabzuwürdigen.

In der Frontliteratur tritt allerdings im Hinblick auf die Bewertung des Feindes ein neuer Aspekt hinzu. So kamen die Soldaten an der Front tatsächlich in Kontakt mit den feindlichen Soldaten, sei es durch Kampfhandlungen oder durch Gespräche mit Gefangenen. Dadurch konnten sie eine unabhängige Bewertung von ihnen vornehmen, als es in der Heimat möglich war, wo vor allem die Phrasen einer staatlich koordinierten Propaganda das Bild des Feindes prägte. Dies wirkte sich vor allem auf die Wahrnehmung französischer Soldaten aus. Während die Franzosen bereits in den Texten der Heimatliteratur als Feinde eine untergeordnete Rolle spielen³⁹², lässt sich auch in der Frontliteratur nur selten einen negativen Bezug auf sie finden. Ihre Beschreibung als „Erbfeind“³⁹³ lässt sich, wenn überhaupt, nur in den frühen Fronttexten finden. Mit zunehmender Kriegsdauer jedoch geschieht eine mitunter positive Umwertung der französischen Soldaten. Davon zeugt unter anderem die Novelle „Zwischen deutschen und franzoesischen Schuetzengraeben“, die in der Schützengrabenzeitung *Der Landsturm* erschien. Der Autor, welcher mit Dr. Wahn angegeben wird, schildert dort die Bergung einiger Verletzter noch während eines deutsch-französischen Gefechts. Dabei werden auch verletzte französische Soldaten gerettet, denen zunächst, ebenso wie den verletzten Deutschen, Schokolade und Zigaretten angeboten werden. Interessant ist hierbei bereits, dass keine Unterscheidung zwischen Franzosen und Deutschen gemacht werden. Die Franzosen werden jedoch als derart „anstaendig“³⁹⁴ beschrieben, dass sie die nette Geste ablehnen und fordern, dass die deutschen Sanitäter auch zuerst die deutschen Verletzten versorgen sollen. Nachdem letztlich alle Verwundeten versorgt sind, heißt es: „Dankbar lag nun Freund und Feind vereint beisammen“. In dieser Novelle werden die französischen Soldaten also durchaus als anständige Menschen dargestellt, obwohl sie wenige Momente vorher noch versucht hatten, einander zu töten. Zwar kann man in diesem Kontext noch nicht von einer Verbrüderung zwischen Freund

392 Siehe Kapitel 3.5.1.

393 Anon.: Heute bleiben wir nicht am Rheine stehn. In: Fuldaer Zeitung, 24.08.1914.

394 Dr. Wahn: Zwischen deutschen und franzoesischen Schuetzengraeben. In: Der Landsturm, Nr. 4 (01.11.1914), S. 2-3.

und Feind sprechen, da sie immer noch als Feinde bezeichnet werden, in ihrer Bedeutung als Mensch sind die feindlichen Soldaten jedoch den eigenen Kameraden gleich, da sie vollkommen gleichwertig behandelt werden.

Ein Feldpostbrief eines nicht näher genannten Johanniters beschreibt eine ähnliche Verbindung zwischen deutschen und französischen Soldaten in der *Bonner Zeitung*, wodurch dieses Bild sogar bis in die Heimat vermittelt wird. Dort heißt es:

Ein langer Zug mit Gefangenen kam an. Französische Infanteristen Kavalleristen und Araber als Algier in phantastischer Tracht. Sie hielten gute Kameradschaft mit den sie bewachenden Leuten und treulich an die Schulter eines unserer Soldaten gelehnt, studierte ein junger Franzose mit ihm gemeinsam ein Schriftstück. Friede im Kriege.³⁹⁵

Das gute Verhältnis zwischen französischen Gefangenen und deutschen Bewachern stellt eine große Besonderheit dar und ist in der affirmativen Heimatliteratur nahezu undenkbar. Der tatsächliche Kontakt mit den Soldaten ermöglicht jedoch eine neue Bewertung des Feindbildes und führt teilweise gar zu einem freundschaftlichen Verhältnis. Wobei die Authentizität solcher Feldpostbriefe nicht nachweisbar ist und derartige Ereignisse auch idealisiert gewesen sein konnten, gerade um die Beliebtheit der Deutschen im Ausland zu unterstreichen.

Ähnlich sind auch die Schilderungen über den Kontakt mit der einheimischen Bevölkerung zu bewerten. Durch die Fronterfahrung kamen die deutschen Soldaten nicht nur mit feindlichen Soldaten, sondern auch mit der gegnerischen Zivilbevölkerung in Berührung. Dabei wird ebenfalls oft ein freundschaftliches Verhältnis, zumindest bei der belgischen und französischen Bevölkerung, geschildert. So wird wiederum in einem Feldpostbrief beschrieben, wie ein belgischer Bildhauer „die Preußen mit Freudentränen“³⁹⁶ empfangt, nachdem er zuvor unter der französischen Besatzung sehr gelitten hatte. Auch über die französische Bevölkerung schreibt der Verfasser dieses Briefes: „Als wir über die französische Grenze zogen, kamen uns oft lange Kolonnen Flüchtlinge entgegen, d.h. Einwohner, die vor den Franzosen

395 Anon.: Feldpostbrief eines Johanniters. In: *Bonner Zeitung*, Nr. 303 (03.11.1914), S. 3.

396 Anon.: „Wir Barbaren“. In: *Coburger Zeitung*, Nr. 226 (26.09.1914), S. 2.

fortgelaufen waren und wieder in ihre Dörfer kamen, „da die Deutschen gar nicht so schlecht sind.“³⁹⁷ Auch hier ist die Authentizität der Begebenheit zwar fragwürdig, die Schilderung zeigt jedoch auf jeden Fall, dass die deutschen Soldaten selbst die Bevölkerung im Feindesland durchaus positiv wahrnehmen konnten und keine Diffamierung stattfand, wie es bei gegnerischen Truppen der Fall sein könnte. Über die Darstellung russischer Zivilbevölkerung und ihr Verhältnis zur deutschen Besatzungsarmee liegen keine Fronttexte vor. Dennoch lässt sich erkennen, dass die Wahrnehmung des Feindes in der affirmativen Frontliteratur differenzierter war als in der Heimatliteratur. Es wird ein positives Verhältnis zur Zivilbevölkerung beschrieben und sogar feindliche Soldaten werden nicht diffamiert, sondern als Leidensgenossen und gleichgestellte Menschen angesehen. Dies bezieht sich jedoch hauptsächlich auf Franzosen und Belgier. Über Engländer lassen sich auch in der Frontliteratur keinerlei positiven Verse oder Bezeichnungen finden. Dies mag einerseits mit der heimatlichen Propaganda, die sich schnell auf England als zentrales Feindbild konzentrierte, andererseits aber auch mit dem fehlenden Kontakt zur einheimischen Bevölkerung zusammenhängen. Die Diffamierung des Feindes fand dabei hauptsächlich in der *Liller Kriegszeitung* statt, also einer von den Eliten des Militärs kontrollierten Armeezeitung. Die Verteufelung des Feindes war dort sicher eher erwünscht als die Verbrüderung mit ihm, da dies eine Gefahr für die Moral und Bereitschaft der eigenen Soldaten darstellen konnte. So zeugen auch meist Feldpostbriefe oder Texte aus Schützengrabenzeitungen, die zu diesem Zeitpunkt keiner Zensur unterlagen, von einem freundschaftlichen Verhältnis, durch welches beinahe eine Friedensidylle erschaffen wird, wie es in dem Feldpostbrief des Johanniters der Fall ist.

5.3. Schilderungen des Kriegsalltags

Bereits in der oppositionellen Heimatliteratur werden die Strapazen, denen der Soldat im Feld ausgesetzt wird, als Mittel der Kritik genutzt. Sie sind auch vielfaches Thema in der Frontliteratur und treten vor al-

397 Anon.: „Wir Barbaren“. In: Coburger Zeitung, Nr. 226 (26.09.1914), S. 2.

lem im Kontext des Kriegsalltags auf, den die Soldaten zu bewältigen haben. Alleine durch die Thematisierung des Kriegsalltags bilden diese Texte einen deutlichen Gegensatz zur heroischen Kriegsliteratur aus der Heimat, in der meist nur als Abenteuer dargestellte Gefechte beschrieben werden. Vielmehr wird in diesen Werken deutlich, dass der Alltag der Soldaten aus Wachdienst, Warten und Monotonie besteht. Die negativen Aspekte dieser Texte werden dort jedoch nicht beschrieben, um Kritik zu äußern, sondern lediglich um die Realität widerzuspiegeln.³⁹⁸ So sind Themen wie Hunger, Kälte und Nässe auch in affirmativen Fronttexten zu finden.

Ein exemplarisches Werk dafür ist das Gedicht „Auf Warschau!“ von Hans Wendt, in welchem er schreibt:

Wir zogen durch Polen kreuz und quer
Und schwitzten Dreck aus den Poren.
Wir haben die Nächte, im Arm das Gewehr,
Im Felde durchwacht und durchfroren.³⁹⁹

Der Autor beschreibt in den Versen die Strapazen, die der Marsch der Soldaten nach sich zieht. So sind sie Müdigkeit, Kälte und Schmutz permanent ausgesetzt. Dennoch führt dies zu keiner negativen Bewertung des Krieges, da man sich des höheren Zieles bewusst ist. Dieses wird in den letzten beiden Versen des Gedichts beschrieben: „Gott segne dich, deutsches Vaterland,/Für dich war’s, was wir taten!“ Die Entbehrungen werden also anders als in der Heimatliteratur weder ignoriert noch negiert, sondern bewusst thematisiert. Die Opfer werden zum Wohle Deutschlands ertragen, wenn auch nicht euphorisch wie oftmals in der Heimatliteratur dargestellt, sondern mit ernstem Pflichtbewusstsein.

Die Novelle „Landsturmdienst“ verzichtet gänzlich auf eine Bewertung der Entbehrungen. Sie thematisiert vordergründig die Aufgaben der Soldaten an der Front. Diese bestehen nicht aus dem Erstürmen von Schützengräben, sondern es gilt Kartoffeln zu schälen, Bäume zu fällen und Wache zu halten. Vor allem letzteres wird als äußerst strapaziös beschrieben, da die Soldaten nach „zweieinhalb Stunden strammen Marsches zum kargen Strohlager der Wache zurueck[keh-

398 Vgl. Fries: Die große Katharsis 1995, Bd. 2, S. 106.

399 Hans Wendt: Auf Warschau! In: Simplicissimus 19 (1914), S. 448.

ren], um nach wenigen Stunden der Ruhe aufs neue den ersten Dienst zu tun.“⁴⁰⁰ Neben der Müdigkeit und der Anstrengung wird im Folgenden noch die Kälte beschrieben, der die Soldaten ausgesetzt sind. Dennoch lassen sich keine negativen Äußerungen über die Entbehrungen und die monotonen Pflichten finden. Auch hier steht erneut das Pflichtbewusstsein im Vordergrund, mit denen die Soldaten diszipliniert ihre Aufgaben nachkommen.

Ganz anders wirkt die Darstellung der Entbehrungen in Wilhelm Klemms Gedichten, die er vorwiegend in der oppositionellen Zeitschrift *Die Aktion* veröffentlicht. Der expressionistische Lyriker wurde direkt zu Beginn des Krieges als Feldarzt in die Armee berufen und wurde von der allgemeinen Euphorie des Krieges erfasst. Bereits im September 1914 jedoch weicht die Euphorie dem Erschrecken über die Realität des Krieges. Diese Realität versucht er in seinen Gedichten zu verarbeiten, welche jedoch ebenfalls nicht kritisch eingestellt sind, da Klemm auch zu diesem Zeitpunkt noch patriotisch eingestellt war.⁴⁰¹ In seinem Gedicht „Abend im Feld“ schreibt er:

Jeden Abend in das nasse Zelt
Kommt ein Offizier und erzählt, wer gefallen ist.
Jeden hungrigen Abend, wenn wir frierend uns lang legen,
Sind Tote unter uns, die morgen sterben.⁴⁰²

Schon in der ersten Strophe seines Gedichtes beschreibt Klemm nüchtern verschiedene Leiden der Soldaten. Dominant ist zunächst auch hier die Thematik des Todes, die durch die Wörter „gefallen“, „Tote“ und „sterben“ gleich dreimal vorkommt. Nicht nur werden hier die bereits Toten thematisiert, auch die Lebenden werden zu den Toten gezählt, einzig ihr Todeszeitpunkt ist noch nicht gekommen, der jedoch am kommenden Tage folgen wird. Weiterhin sind die Soldaten einer allumfassenden Nässe ausgesetzt, die in der zweiten Strophe noch einmal betont wird: „Und der Regen, der Regen rinnt unaufhörlich“⁴⁰³. Zusätzlich spüren die Soldaten auch Hunger und Kälte. Diese beiden Leiden werden im dritten Vers beschrieben, welcher eingerahmt wird von zwei Versen, die den Tod als Thema beinhalten. Damit wird ein

400 Singer: Landsturmdienst. In: Der Landsturm, Nr. 7 (25.12.1914), S. 3-4.

401 Rehage: „Wo sind Worte für das Erleben“ 2003, S. 214f.

402 Wilhelm Klemm: Abend im Feld. In: Die Aktion 4 (1914), S. 834f.

403 Klemm: Abend im Feld 1914, S. 834f.

Rahmen gebildet, der verdeutlicht, dass Hunger und Kälte auch Ursachen des Todes sein können. Während in der oben vorgestellten Novelle die Leiden noch nüchtern ertragen werden, führen sie bei Klemm zu purer Verzweiflung, welche in den letzten beiden Versen des Gedichts zum Ausdruck gebracht werden: „O du großer Gott, wie soll das endigen?/O du suchende Kugel, wann kommst du zu mir?“⁴⁰⁴. Neben den physischen Strapazen kommt hier noch die Angst und Ungewissheit hinzu, der der Soldat ausgesetzt wird. Dem Soldaten bleibt nichts anderes übrig, als sich an Gott zu wenden, da er seinem Schicksal auf der Welt anscheinend machtlos ausgeliefert ist. Zudem sieht das lyrische Ich auch für sich selbst den Tod bereits als sicher an. Die Kugel nämlich, die den Tod bringt, wird lediglich gefragt, wann sie kommt und nicht, ob sie überhaupt kommt. So erscheint nur der Zeitpunkt, nicht aber die Tatsache an sich als fraglich.

404 Klemm: *Abend im Feld 1914*, S. 834f.

6. Zur Funktion der Kriegsliteratur

6.1. Politische Funktionen

Die nach Kriegsausbruch aufkommende Literatur war nicht nur bloßer Ausdruck von den Gefühlen des jeweiligen Autors, sondern erfüllte auch bestimmte Funktionen. Die Rolle, die ihr zugewiesen wird, variiert jedoch stark und ist abhängig von der an der Entstehung und Verbreitung beteiligten Institution. Zunächst soll erläutert werden, welche Funktion die Kriegsliteratur für die an ihrer Förderung und Verbreitung beteiligten Einrichtungen übernahm.

Die Politik sah in der Literatur vor allem ein wirksames Mittel der Propaganda, was vor allem im späteren Verlauf des Krieges notwendig wurde. So kam es den ganzen Krieg über zu einer engen Verbindung zwischen Propaganda und Literatur, über die die offiziellen Parolen der Regierung, meist bestehend aus den „Ideen von 1914“, an das Volk gebracht werden konnten.⁴⁰⁵ Dazu gehörten unter anderem die Förderung der Opferbereitschaft sowie der Bereitschaft zur Gewalt durch die Erschaffung von Feindbildern und den Rückhalt in der Bevölkerung zum Krieg mit der Überzeugung einer deutschen Unschuld zu sichern.⁴⁰⁶ Von entscheidender Bedeutung für den Erfolg dieser Propaganda war der Faktor der Wiederholung. Die Rubriken der Zeitungen wurden jeden Tag mit hauptsächlich hochgradig affirmativer Literatur gefüllt, die sich durch die Verwendung der gleichen Diskurse auszeichnete. So waren die Leser täglich der literarischen Darstellung von Euphorie und Propagandafloskeln ausgesetzt und wurden durch diese indoktriniert.

Zur Überwachung dieser vermittelten Propaganda wurden gezielt Einrichtungen etabliert, die speziell Massenmedien nutzten, wodurch

405 Vgl. Bridgewater: German poetry and the First World War 1971, S. 158.

406 Für die genauen Elemente der „Ideen von 1914“, die mit Hilfe der Literatur propagiert wurden, siehe Kapitel 3.1.

„die Kriegspropaganda damals ganz generell eine zuvor nie erreichte Intensität erlangte.“⁴⁰⁷ Eine dieser Einrichtungen war die Kriegspressestelle oder an der Front später auch die Feldpressestelle, die unter der Leitung des Schriftstellers Walter Bloem vor allem die Publizistik im Feld lenken sollte.⁴⁰⁸ Durch derartige Institutionen war es möglich, nicht nur Propaganda zu verbreiten, sondern auch die gesamte Literatur, die den Soldaten zur Verfügung stand, zu kontrollieren und damit ihr Meinungsbild zu lenken. Vor allem die Motivation und das Durchhaltevermögen der Soldaten sollte damit aufrecht erhalten werden, indem die propagandistische Literatur ihnen das Bild eines heroischen Kriegers vermittelte und von den Schrecken des Krieges ablenkte.⁴⁰⁹ Nicht nur Walter Bloem, auch andere Autoren wurden vom Militär für Rollen eingeteilt, in denen sie „Kriegstaten zu heroischen Erzählungen für die breite Öffentlichkeit“⁴¹⁰ umdichteten. Dazu gehörten unter anderen auch Stefan Zweig, Franz Kafka, Rainer Maria Rilke sowie Hugo von Hofmannsthal. Zweifellos profitierten die Autoren ebenfalls dadurch, da sie sich mit dem Schreiben von affirmativer Kriegsliteratur vom Kriegsdienst an der Front befreien lassen konnten.

Eine weitere, wichtige Funktion der Kriegsliteratur bestand darin, dem Krieg einen Sinn zuzuweisen. Das Deutsche Reich war zwar durch ein Bündnis mit Österreich-Ungarn zum Kriegseintritt verpflichtet, dennoch herrschte im Volk eine Ungewissheit, weshalb die Deutschen aufgrund eines Konfliktes zwischen Serbien und Österreich-Ungarn zugleich gegen Nationen wie England, Frankreich und Russland in den Krieg ziehen mussten. Diesen Sinn wollten die Schriftsteller mit ihrer Literatur stiften.⁴¹¹ Dafür formulierten sie die aus ihrer Sicht wahren Hintergründe des Krieges und wollten die Leser von der Unschuld des Deutschen Reiches und der Gerechtigkeit sowie Notwendigkeit des Krieges überzeugen, womit sie ebenso eine Propagandafunktion übernahmen. Vor allem die Soldaten an der Front

407 Schnyder: Erlösung von der Medialität? 2014, S. 33.

408 Vgl. Lipp: Meinungslenkung im Krieg 2003, S. 48.

409 Vgl. Sauer mann: Der Schützengraben in der Lyrik des 20. Jahrhunderts und in der Realität des Kriegs 2005, S. 69.

410 Martin Neubauer: Zerstörung und Verstörung. Literarische Perspektiven auf den Ersten Weltkrieg. In: Faszination und Schrecken des Krieges, hg. von Notger Slenczka, Leipzig 2015, S. 46-60, S. 48.

411 Vgl. Fries: Die große Katharsis 1995, Bd. 2, S. 1.

brauchten zur Motivation dringend einen Grund, die Strapazen zu ertragen. Denn an der Front waren die Soldaten schnell überfordert von der Situation im Schützengraben und konnten die Beweggründe ihrer Befehle kaum erfassen. Die wenigsten von ihnen hatten bis dahin einen Krieg selbst mitbekommen und kannten nur die ebenfalls von affirmativer Literatur tradierten Bilder von Kabinettkriegen, „in denen prächtig ausgestaffte Soldaten unter flatternden Fahnen gegen den Feind vorstürmten“⁴¹². Nun erwartete sie jedoch eine unüberschaubare Situation, in denen die Soldaten nur einen Bruchteil des Kriegsgeschehens tatsächlich mitbekamen und die Auswirkungen ihrer Sturmangriffe nicht abschätzen konnten, womit ihnen ihre Taten mitunter als etwas Sinnloses erschienen. So wurde „der Erfahrung des Sinnlosen Sinn zu geben, dem in der Masse verschwundenen Einzelnen seine Individualität zurückzugeben und dabei dem veränderten Charakter des Krieges Rechnung zu tragen, [...] nunmehr zur zentralen Zielsetzung der Kriegsliteratur des Ersten Weltkriegs.“⁴¹³ Die Soldaten begrüßten wohl zumindest zu Beginn des Krieges diese übergeordnete Sinnstiftung durch die Literatur, die den Krieg als etwas Notwendiges darstellte, jedoch sind dafür nur wenige Belege vorhanden.⁴¹⁴

An der Front diente die Literatur ebenfalls dem Zweck der Unterhaltung. Da der Frontalltag oftmals sehr monoton war, mussten die Soldaten beschäftigt und motiviert werden, um eine gute Moral der Truppen zu garantieren. Für die Beschäftigung der Soldaten eignete sich die Literatur hervorragend, da diese nicht nur unterhalten, sondern auch „belehren und die Kampf- und Durchhaltebereitschaft stärken“ konnte.⁴¹⁵ Diese Aufgabe wurde vor allem von Schützengraben- und Armeezeitungen übernommen, wobei vor allem bei der Schützengrabenzeitung der Fokus verstärkt auf der Unterhaltung lag.

Eine weitere Funktion der Kriegsliteratur wird deutlich, wenn man die publizistische Umgebung der Literatur näher betrachtet. Zwar erschien die meiste Kriegsliteratur in eigens dafür vorgesehenen Rubriken, dennoch steht sie in einem Sinnzusammenhang mit anderen Artikeln aus der Zeitung. Zumal es anhand der Fülle an Literatur auch im-

412 Flemming/Ulrich: Heimatfront 2014, S. 14.

413 Schneider: Zur deutschen Kriegsliteratur im Ersten Weltkrieg. S. 102.

414 Vgl. Konnte: Der Krieg in der Lyrik des Expressionismus 1981, S. 112.

415 Lipp: Meinungslenkung im Krieg 2003, S. 40.

mer wieder vorkam, dass Texte direkt neben redaktionellen Artikeln veröffentlicht wurden. Die Auswahl der publizierten Literatur ist dabei nicht willkürlich oder nur an ihre stilistische Qualität gebunden. Ausschlaggebend erscheint vielmehr der Inhalt der Literatur, welcher in das thematische Konzept einer Ausgabe passen sollte. Damit nämlich konnte Literatur die Aussagen der Presstexte unterstützen und tagesaktuelle Geschehnisse gedeutet werden. Zwar waren die redaktionellen Artikel einer Zeitung meist an sich schon affirmativ und patriotisch eingestellt, in der Literatur war die Vermittlung von Gefühlen jedoch einfacher. Damit wurde dem Leser sogleich impliziert, mit welchen Emotionen er auf ein Ereignis des Kriegsgeschehens reagieren sollte.

Mit der Unterstützung von Artikeln durch Literatur konnten auch bestimmte Differenzen oder Aspekte betont werden, die ohne eine literarische Ergänzung nicht hervorgetreten wären. Als Beispiel dafür kann die Novelle „Lazarettbilder“ dienen. Die Novelle des Autors, der lediglich als „Prof. F. B.“⁴¹⁶ angegeben wird, beschreibt die hervorragende Behandlung französischer Gefangener in einem deutschen Lazarett, deren Leben dort ein „Kriegsidyll“ ist. Auf der gleichen Seite befindet sich ein Artikel mit dem Titel „Schmächliche Behandlung Deutscher in England“, in dem es um die schlechte Versorgung deutscher Gefangener in England geht. Durch die Nebeneinanderstellung beider Texte wird hier ein Kontrast geschaffen, der verdeutlicht, dass die Behandlung Gefangener in Deutschland sich wesentlich von derjenigen in anderen Ländern unterscheidet. Dadurch wird die Großzügigkeit Deutschlands noch einmal besonders hervorgehoben und zugleich der Feind als barbarisch dargestellt.

Eine weitere Propagandamaßnahme bestand in der „Reinigung der deutschen Sprache von fremden Elementen.“⁴¹⁷ Die Redaktion der Zeitschrift *Oberschlesien* informierte gezielt in ihren Artikeln über die Umbenennung von Städten und Gebieten, die deutsche Namen bekommen sollten. Obgleich dieses Bestreben in der Literatur stellenweise belächelt wurde, vor allem in der Künstlerzeitschrift *Simplicissimus*, gibt es auch diverse Beiträge, die sich ernsthaft mit diesem Thema auseinandersetzen. So mahnt beispielsweise Friedrich Sigismund die ös-

416 Prof. F. B.: Lazarettbilder. In: Coburger Zeitung, Nr. 254 (29.10.1914), S. 2f.

417 Robert Rduch: Darstellung des Ersten Weltkriegs in der Monatsschrift *Oberschlesien* 2006, S. 120.

terreichischen Verbündeten an, die ihre Siege als „bravourös“ betiteln, obwohl dieses Wort eine „Mißgeburt“⁴¹⁸ sei, die nicht einmal gänzlich französisch ist. Unabhängig von der Intention der Texte sind sie dennoch Zeuge von dem Bestreben der Sprachreinigung und halfen sicherlich, das Thema innerhalb der Bevölkerung populärer zu machen und somit voranzutreiben. Damit leistete die Kriegsliteratur auch hier einen wichtigen Beitrag für die Propaganda.

6.2. Das Interesse der Autoren

Die Schriftsteller verfolgten mit dem Verfassen affirmativer Texte ihre eigenen Ziele. Sie wollten dem Krieg nicht nur einen Sinn zuweisen, sondern nahmen den Krieg „als Quelle unmittelbaren Erlebens und gesteigerter Kreativität“⁴¹⁹ zum Anlass für die Erschaffung einer neuen Kunst. Er sollte als eine Art Katharsis dienen, die die deutsche Kultur von allen fremdländischen Einflüssen reinigen und die eigene Kunst auf eine neue Ebene heben sollte.⁴²⁰ Vor allem expressionistische Künstler fühlten ein Aufbrechen alter Konventionen in der Kunst und den Ausbruch des Krieges als „neue Erlebnisquelle und kulturevolutionäres Ereignis“⁴²¹. Der Krieg wirkte wie die Realisierung der Gewaltphantasien aus expressionistischer Literatur der Vorkriegsjahre und sollte die noch junge künstlerische Strömung zur Vollendung führen. Diese neue und vollkommene Kunst sollte „ein sowohl gereiftes wie auch vergrößertes Publikum“⁴²² hervorbringen. Auch ihr gesellschaftlicher Status sollte durch die neue Kunst verändert werden, „denn mit der Aussicht auf eine Erneuerung der Literatur im Krieg verbanden die Schriftsteller, die sich als intellektuelle Vorreiter verstanden, die Hoffnung, wieder zu geistigen Führern der Nation zu werden.“⁴²³ Dies ist auch ein Grund, warum viele Künstler, wie zum Bei-

418 Friedrich Sigismund: Bravourös. In: Bonner Zeitung 345 (15.12.1914), S. 2.

419 Anz/Vogl: Nachwort 1982, S. 226.

420 Vgl. Fries: Die große Katharsis 1995, Bd. 2, S. 130f.

421 Sauermann: Der Schützengraben in der Lyrik des 20. Jahrhunderts und in der Realität des Krieges 2005, S. 88.

422 Fries: Die große Katharsis 1995, Bd. 2, S. 25.

423 Bruendel: Nachdenken über das Ende 2015, S. 71.

spiel Thomas Mann, eine enge Verbindung zwischen Kunst und Krieg proklamierten. Die Künstler wollten sich mit dem Soldaten gleichsetzen, die immens hohes Ansehen in der damaligen Gesellschaft genossen und ebenfalls ihre alleinige Qualifikation zur Kommentierung und Deutung des Krieges unterstreichen, wodurch sie eine wichtige Funktion erfüllen würden.⁴²⁴

Mit der Erschaffung von Literatur erfüllten die Autoren der damaligen Zeit zudem eine kulturelle Funktion. Diese benennt Dr. Walzel in seinem Aufsatz „Kriegslieder“: „Dem Dichter ersteht die neidenswerte Aufgabe, Tausenden und Millionen ihr eigenes Fühlen in Worte umzusetzen, mit fester Hand zu prägen, was formlos, aber tiefdurchlebt in jedermanns Brust waltet: Die Ueberzeugung, wie ernst, aber auch wie groß die Zeit geworden ist.“⁴²⁵ Der Dichter besitzt also laut diesen Zeilen die Aufgabe, die Gefühle der Menschen jener Zeit zu Papier zu bringen, wodurch sie wiederum vor ihrer Vergänglichkeit bewahrt wurden. Denn die Werke der damaligen Autoren wurden in Anthologien gesammelt, was nicht nur einem ökonomischen Zweck diente, der nachfolgend noch erläutert wird, sondern auch als Gedächtnis für spätere Generationen fungierte. Obgleich sämtliche literarischen Texte unabhängig von ihrer Gattung oder Qualität „als Medien des kollektiven Gedächtnisses“⁴²⁶ dienen, wird diese Funktion in Bezug auf die Kriegsliteratur wohl aktiv gewünscht, was auch anhand zeitgenössischer Versuche der Katalogisierung der entstandenen Literatur deutlich wird. Die Autoren erreichen mit dem Schreiben ihrer Texte, dass ihre individuellen Erinnerungen „zu einem Element des kollektiven Gedächtnisses“⁴²⁷ werden, was wiederum die rückblickende Analyse dieses Gedächtnisses, wie sie zum Beispiel im Rahmen dieser Arbeit erfolgt, erst überhaupt ermöglicht.

Wie eben bereits angedeutet, verbanden die Schriftsteller mit dem Verfassen ihrer Literatur nicht nur ideelle und kulturelle, sondern auch

424 Siehe dazu auch Kapitel 3.6. dieser Arbeit.

425 Dr. Walzel: Kriegslieder, in: Berliner Tageblatt und Handels-Zeitung, Nr. 449 (04.09.1914), S. 2.

426 Astrid Erll: Literatur als Medium des kollektiven Gedächtnisses. In: Gedächtniskonzepte der Literaturwissenschaft. Theoretische Grundlagen und Anwendungsperspektiven, hg. von Astrid Erll und Ansgar Nünning, Berlin 2005, S. 249-276, S. 249.

427 Erll: Literatur als Medium des kollektiven Gedächtnisses 2005, S. 251.

ökonomische Interessen. Kriegsaffirmative Werke waren von Anfang des Krieges an sehr begehrt und fanden ein breites Publikum. Eberhard Sauermann formuliert es treffend, indem er schreibt: „Der Krieg wurde als neuer Markt entdeckt“⁴²⁸, auf dem Künstler ihr Publikum schnell verlieren konnten, wenn sie dieses Ereignis unkommentiert ließen. Umgekehrt konnten Schriftsteller innerhalb kürzester Zeit berühmt werden, sofern ihre Werke sich für die Propaganda als nützlich erwiesen. So erhielt im Januar 1915 eine Reihe von Dichtern den Roten Adlerorden verliehen, darunter unter anderem Schriftsteller wie Richard Dehmel oder Ernst Lissauer.⁴²⁹ Somit konnte affirmative Kriegsliteratur durchaus auch als Sprungbrett zu Ruhm und Reichtum dienen.

Für diejenigen, die zwar am Krieg teilnehmen wollten, jedoch als untauglich klassifiziert wurden, diente die Produktion von Literatur außerdem als eine Art der Kompensation. Wie bereits in Kapitel 3.1.3. erwähnt, bedeutete die Untauglichkeit für die Kriegsteilnahme eine Schmach, die die Ehre der Männer zutiefst kränkte. Deshalb wollten diejenigen, die nicht direkt am Krieg teilnehmen konnten, zumindest ihren Beitrag zum Krieg leisten, indem sie den Krieg sprachlich unterstützten, um so „zur moralischen Aufrüstung vom Schreibtisch aus beizutragen“⁴³⁰.

Eine andere Art der Kompensation bedeutete die Literatur für die Schriftsteller an der Front. Hier bot die Literatur nicht nur die Möglichkeit zur Ablenkung und zum Zeitvertreib, sondern auch zur Verarbeitung der Kriegsgeschehnisse. Dabei bestand „die Funktionalität der Erzählungen im Hinblick auf die psychologische Bewältigung darin, dass durch das Erzählen ‚Realität‘ auf eine Möglichkeitsebene heruntergebrochen und dadurch die Affektivität eines Erlebnisses gemildert werden kann.“⁴³¹ Bei dieser Flucht vor der Realität bekommt die Literatur sogar eine therapeutische Rolle zugesprochen. Dass dies nicht langfristig funktionierte, belegen die Aussagen von Zeitzeugen⁴³². Al-

428 Sauermann: Der Schützengraben in der Lyrik des 20. Jahrhunderts und in der Realität des Kriegs 2005, S. 75.

429 Vgl. Schildberg-Schroth: Szenen zur Kaiserzeit 2002, S. 97.

430 Neubauer: Zerstörung und Verstörung. 2015, S. 49.

431 Löschnigg: „Ich habe kein Wort“ 2014, S. 36.

432 Vgl. dazu Löschnigg: „Ich habe kein Wort“ 2014, S. 36.

lerdings führte die Erschaffung von realistischer Literatur zumindest dazu, dass die Menschen in der Heimat von der wahren Situation an der Front erfuhren und darüber aufgeklärt wurden, dass das von offiziellen Pressestellen vermittelte Kriegsbild nicht unbedingt der Realität entsprach. Vor allem Feldpostbriefe übernahmen diese Funktion, sofern sie nicht von der Zensur erfasst wurden.

Für oppositionelle Schriftsteller bot das Medium der Literatur die Möglichkeit, ihre Leser den Krieg aus einer anderen, nicht von Patriotismus geprägten Sicht darzustellen. Sie wollten durch das Aufzeigen der Gräuel im Krieg zum Widerstand oder zumindest zur Ernüchterung der Bevölkerung beitragen. Das größte Problem bestand jedoch darin, solche Literatur auch publizieren zu können. Obgleich diese Funktion der Literatur zu Beginn des Krieges noch vergleichsweise selten genutzt wurde, „konnte die maßgeblich von Dichtern und Künstlern getragene Opposition gegen den Krieg an Umfang und Resonanz gewinnen“⁴³³ je länger der Krieg dauerte. Somit erfüllte die oppositionelle Literatur eine wichtige Funktion als Sprachrohr des Widerstandes.

433 Fries: Die große Katharsis 1995, Bd. 2, S. 30.

7. Fazit

Der Erste Weltkrieg wird heute als die „Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts“⁴³⁴ bezeichnet, da in ihm die Wurzeln des Zweiten Weltkriegs gesehen werden. Sein Verlauf resultierte in rund 21 Millionen Toten, von denen mehr als zwölf Millionen Zivilisten waren.⁴³⁵ Zu Beginn des Krieges waren für die einfache Bevölkerung jedoch weder das Resultat eines zweiten großen Krieges, noch die zeitliche Dimension und die damit verbundenen großen Opfer des Krieges abzusehen. Dieses Unwissen, welches stellenweise auch bloße Ignoranz war, führte zu einer Euphorie, die heute zumeist als „Hurra-Patriotismus“⁴³⁶ bezeichnet wird. Die Menschen versuchten dieser Euphorie Ausdruck zu verleihen, wofür sich die Literatur hervorragend eignete, da sie mit Hilfe dieses Mediums viele andere Menschen erreichen und somit ihre Gefühle teilen konnten. Der Großteil dieser Literatur wurde zwar von Laien verfasst, aber es fanden sich auch professionelle Dichter darunter, die sich dazu berufen fühlten, die Geschehnisse jener Zeit zu kommentieren. Dabei stellte sich heraus, dass keine Unterschiede beim Grad der Euphorie aufgrund geografischer Faktoren festgestellt werden konnten. Sowohl in kleinen regionalen als auch in überregionalen Zeitungen aus Großstädten bestand der Großteil der Literatur aus euphorischen Texten. Einzig bei dem Motiv der Wacht am Rhein lässt sich eine signifikante Diskrepanz der Nutzung eines Diskurses erkennen.

Dabei wurde im Verlauf dieser Arbeit deutlich, dass die Literatur weit mehr Funktionen übernahm, als nur die Gefühle der Menschen in

434 Herfried Münkler: Zerfall der Imperien. Wurzeln für den Zweiten Weltkrieg. In: Der Erste Weltkrieg. Geschichte einer Katastrophe, hg. von Annette Grossbongardt, Uwe Klusmann und Joachim Mohr, München 2014, S. 274-281, S. 274.

435 Vgl. Bridgewater: German poetry and the First World War 1971, S. 149.

436 Bettina Musall: Volk im Taumel. Die brüchige Euphorie bei Kriegsausbruch. In: Der Erste Weltkrieg. Geschichte einer Katastrophe, hg. von Annette Grossbongardt, Uwe Klusmann und Joachim Mohr, München 2014, S. 153.

Worte zu fassen. Vor allem zu Beginn des Ersten Weltkrieges verbanden die professionellen Schriftsteller den Ausbruch des Krieges mit der Hoffnung, eine neue Kunst erschaffen zu können, die den Menschen von seinen Verfehlungen reinigt und gleichsam den Künstler wieder in das gesellschaftliche Zentrum rückt. Die Künstler erkannten, dass die Literatur eine wichtige Bedeutung für den Krieg einnehmen konnte. Auch die deutsche Regierung erkannte dieses Potenzial und instrumentalisierte die Literatur gezielt als ein Träger ihrer Propaganda. Man rekrutierte Schriftsteller und befreite sie vom aktiven Kriegsdienst an der Front, damit diese von patriotischen Parolen geprägte Literatur verfassten, mit der die Bevölkerung beeinflusst werden sollte. Diese Parolen werden heute unter dem Sammelbegriff der „Ideen von 1914“ zusammengefasst.

Die Untersuchung der Texte ergab, dass tatsächlich der Großteil der damaligen Literatur, sei sie nun von Laien oder von prominenten Autoren verfasst worden, aus Diskursen dieser Ideen bestand. Bei einigen dieser Diskurse stellte sich heraus, dass sie bereits vor dem Ersten Weltkrieg in der Literatur eine Rolle spielten, ihre Verwendung 1914 jedoch signifikant zunahm. Als gängigster Diskurs trat das Motiv einer Volkseinheit auf, welches die durch den Krieg neu erschaffene Einheit der Bevölkerung proklamierte. Entscheidend hierfür war die Argumentation des Verteidigungskrieges, um die Bedrohung von außen zu betonen und so den geschlossenen Rückhalt des Volkes zu sichern. Die Propagandafunktion der Literatur wiederum wird besonders deutlich durch den Diskurs des Heldenbegriffs, mit dem zugleich das Geschehen des Krieges glorifiziert wurde. Obgleich die tatsächliche Realität im Krieg anders aussah, schilderte dieser Diskurs das Bild eines Individuums, welches einen Unterschied im Kriegsgeschehen bewirken kann und somit zum Helden wird. Häufig ist allerdings auch die kollektive Bezeichnung der Soldaten als Helden. Mit der Erschaffung von Heldentypen wurde der Krieg nicht nur beschönigt, sondern es sollten auch Kriegsfreiwillige angeworben werden, die vor die Wahl gestellt wurden, entweder sich als Held für das Vaterland einzusetzen oder als Feigling in der Heimat zu verbleiben. Selbst der Tod wird in diesem Kontext als heldenvoll deklariert, wobei die Opferbereitschaft nicht nur bei den Soldaten, sondern auch in der Heimat mit Hilfe der Literatur gesteigert werden sollte.

Es zeigte sich weiterhin, dass die Erschaffung von Feindbildern wesentliches Element der damaligen Literatur war, wobei die Bewertung der Feinde stark unterschiedlich war. Beeinflusst wurde diese unterschiedliche Gewichtung der Feinde vor allem vom Verlauf des Krieges, da Russland zu Beginn als Hauptaggressor angesehen und als solcher dargestellt wurde. Nachdem die Gefahr einer russischen Invasion jedoch zunächst gebannt wurde, rückte England als Hauptfeind in den Vordergrund. Anhand dieses Diskurses wurde zudem besonders deutlich, dass sich die Darstellung von einzelnen Diskursen, wie eben in diesem Fall die Darstellung und Erschaffung von Feindbildern, innerhalb weniger Wochen verändern konnte, was sich anhand der Bewertung Englands und Russlands in der affirmativen Heimatliteratur zeigte.

Neben den Elementen des nationalen Diskurses traten vor allem Motive aus einem religiösen Diskurs auf. Allen voran wurde das Motiv des Gottvertrauens genutzt. Die damalige Literatur äußerte häufig die Überzeugung, dass Gott den Deutschen zur Seite steht, da sie keine Schuld am Krieg trifft. Für diesen Diskurs wird wiederum die Bedeutung der Überzeugung von Kriegsunschuld wichtig. Es zeigt sich also, dass die einzelnen Diskurse sich gegenseitig bedingen, zumal die Texte in der Regel mehrere Diskurse miteinander verbinden und damit verdeutlichen, dass es sich dabei um zusammenhängende Elemente der gleichen Kultur handelt.⁴³⁷

Ziel dieser Arbeit war es jedoch nicht nur die euphorische Kriegsliteratur auf die genutzten Diskurse hin zu analysieren, sondern auch den Textkorpus auf eine literarische Opposition hin zu untersuchen und damit die These einer umfassenden Euphorie, wie sie damals propagiert wurde, zu hinterfragen. Zwar zeigten sich bereits in der apologetischen Heimatliteratur negative Elemente, die jedoch vor allem zu speziellen Anlässen, wie dem Totensonntag oder vor allem Weihnachten, auftraten und trotz dieser Thematisierung noch eine positive Stellung gegenüber dem Krieg bezogen. Darüber hinaus fanden sich jedoch auch einige Texte, welche die negativen Elemente des Krieges in den Vordergrund und somit eine Topik der oppositionellen Literatur bereits zu Beginn des Krieges nachweisen. Andere Werke wiesen keine

437 Vgl. Baßler: Einleitung 2001, S. 14.

eindeutige Bewertung des Krieges auf, waren jedoch keinesfalls von Euphorie geprägt und dienen somit ebenso dazu, der These einer umfassenden Freude über den Ausbruch des Ersten Weltkriegs zu widersprechen.

Auffallend bei der Analyse der oppositionellen Literatur ist, dass die Texte, die sich klar gegen den Krieg positionierten, oftmals die gleichen Diskurselemente nutzten wie diejenigen, die ihn euphorisch begrüßten. Lediglich die Darstellungsweise der Diskurse unterscheidet sich dabei. Vor allem der Tod, welcher in affirmativer Literatur als heldenhaftes Opfer inszeniert wird, wird aus einer anderen Perspektive gezeichnet, nämlich der des Individuums. Dabei konzentrierte man sich hauptsächlich auf den Schmerz der Hinterbliebenen, jedoch findet auch die Anonymität des Todes Verwendung. In seltenen Fällen kann die Thematisierung des Todes gar zum direkten Aufruf zum Widerstand gegen den Krieg führen.

Die durch den Krieg verursachten Leiden der Menschen standen auch bei den anderen genutzten Motiven im Vordergrund. So berichteten die Texte dieser Topik von der Angst und Ungewissheit der Soldaten sowie ihrer Angehörigen. Neben den psychischen werden auch die physischen Leiden der Menschen, die in affirmativen Texten beinahe gänzlich ignoriert werden, aufgeführt. Oftmals geschieht dies in Verbindung mit Naturmetaphern, die als Spiegel des Blutvergießens dienen.

Der Frieden wird als Motiv seltener genutzt, tritt jedoch auch in Erscheinung. Während er in der affirmativen Literatur höchstens zu Weihnachten thematisiert wird und auch nur in Zusammenhang mit einem Sieg des Deutschen Reiches, knüpft man in der kritikreichen Literatur keine Bedingungen an den Frieden.

Für die Analyse der Kriegsliteratur aus dem Ersten Weltkrieg wurde strikt zwischen Heimat- und Frontliteratur unterschieden. Die Ergebnisse dieser Arbeit rechtfertigen diese Unterscheidung, da grundlegende Unterschiede in der Verwendung der Diskurse auftraten. Ermöglicht wurde dies unter anderem durch die Umgehung der Zensur durch die Herausgabe eigener, von Soldaten gegründeten Schützengrabenzeitungen. In diesen konnte Literatur ungefiltert die Gefühle der Soldaten zum Ausdruck bringen, die sie auch wirklich beschäftigten. Hierbei tritt vor allem der Tod als Motiv in den Vordergrund. Zwar

wird auch dieser in einigen Texten als Heldentod beschrieben, den man gerne auf sich nimmt, doch diese Werke stammten aus beaufsichtigten Armeezeitungen. In Feldpostbriefen oder in oppositionellen Künstlerzeitschriften wird der Tod dagegen als omnipräsentes Phänomen beschrieben, welches in einigen Fällen sogar als Erlösung angesehen wird. Auch andere, in der affirmativen Heimatliteratur tabuisierten Motive treten in der Frontliteratur auf. Darunter fallen Schilderungen von Verwundungen oder die Beschreibung von Kälte, Nässe oder Hunger. Diese Schilderungen sind dabei selbst in affirmativer Frontliteratur zu finden. Dies verdeutlicht, dass Frontliteratur einen höheren Grad an Realismus aufweist als die Heimatliteratur, bei denen die wenigsten Autoren Erfahrung mit der Realität eines Krieges hatten.

Andere Elemente des nationalen Diskurses, wie das Heldentum oder die Opferbereitschaft, fehlen beinahe gänzlich in den Fronttexten. Präsent dagegen ist die Beschreibung des Feindes. Im Gegensatz zur patriotischen Heimatliteratur ist diese Beschreibung jedoch nicht von Hass geprägt, sondern der Feind wird als Mensch dargestellt, stellenweise sogar als Freund. Grund dafür ist wohl der direkte Kontakt der Soldaten mit ihren Gegenübern sowie der Austausch mit der heimatischen Bevölkerung aus dem Feindesland.

Die Untersuchung der Arbeit zeigt, dass die Kriegsliteratur des Ersten Weltkriegs sehr differenziert betrachtet werden muss. Die These einer umfassenden Euphorie konnte mit der Analyse der zeitgenössischen Literatur widerlegt werden. Vielmehr kann man von einer „brüchige[n] Euphorie beim Kriegsausbruch“ ausgehen, die „vor allem in den Metropolen, in Universitätskreisen und dem bürgerlich-nationalen, ja chauvinistischen Milieu [grassierte]“⁴³⁸. Dies unterstreicht die Bedeutung der Untersuchung auch nicht-kanonischer Literatur, welche auch die Gefühle von unbekannten Autoren widerspiegeln, die in prominenten Anthologien fehlen. Dadurch konnte gezeigt werden, dass es bereits zu Beginn des Ersten Weltkriegs sowohl in der Heimat als auch an der Front eine literarische Opposition gab. In ihrem publizierten Umfang liegt sie dabei jedoch weit hinter der affirmativen Literatur zurück. So kann man zwar von keiner umfassenden, jedoch von einer maßgeblichen Euphorie in der Kriegsliteratur zu Beginn des Ersten

438 Musall: Volk im Taumel 2014, S. 153.

Weltkriegs sprechen, die zumeist aus den gleichen, von patriotischer Propaganda geprägten Diskursen bestand.

8. Literaturverzeichnis

Primärliteratur

- Aathulius, Annemarie von: Abschied. In: Berliner Tageblatt und Handels-Zeitung, Nr. 453 (07.09.1914), S. 6, [http://zefys.staatsbibliothek-berlin.de/list/title/zdb/27646518/?no_cache=1, Datum des Zugriffs: 16.01.2017].
- Anon.: „Vaterlands-Frieden“. In: Münchener Stadtanzeiger, Nr. 40 (03.10.1914), S. 1, [<http://digipress.digitale-sammlungen.de/de/fs1/calendar/1914-00-00.2143739-7/select.html>, Datum des Zugriffs: 16.01.2017].
- Anon.: „Wir Barbaren“. In: Coburger Zeitung, Nr. 226 (26.09.1914), S. 2, [<http://digipress.digitale-sammlungen.de/de/fs1/calendar/1914-00-00.1396849-x/select.html>, Datum des Zugriffs: 16.01.2017].
- Anon.: Aus einem Feldpostbrief. In: Coburger Zeitung, Nr. 280 (29.11.1914), S. 6, [<http://digipress.digitale-sammlungen.de/de/fs1/calendar/1914-00-00.1396849-x/select.html>, Datum des Zugriffs: 16.01.2017].
- Anon.: Dem Krämervolk. In: Coburger Zeitung, Nr. 269 (15.11.1914), S. 9, [<http://digipress.digitale-sammlungen.de/de/fs1/calendar/1914-00-00.1396849-x/select.html>, Datum des Zugriffs: 16.01.2017].
- Anon.: Der Einzige. In: Coburger Zeitung, Nr. 284 (04.12.1914), S. 4, [<http://digipress.digitale-sammlungen.de/de/fs1/calendar/1914-00-00.1396849-x/select.html>, Datum des Zugriffs: 16.01.2017].
- Anon.: Deutsche Soldaten. In: Zeitung für das Dillthal, 20.08.1914, [<http://www.lagis-hessen.de/de/purl/resolve/subject/qhg/id/117-20>, Datum des Zugriffs: 05.01.2017].
- Anon.: Ein Feldbrief aus Lüttich. In: Bonner Zeitung, Nr. 280 (22.08.1914), S. 1, [<http://digitale-sammlungen.ulb.uni-bonn.de/ulbbnz/periodical/titleinfo/529981>, Datum des Zugriffs: 16.01.2017].
- Anon.: Ein Vorschlag. In: Coburger Zeitung, Nr. 204 (01.09.1914), S. 3, [<http://digipress.digitale-sammlungen.de/de/fs1/calendar/1914-00-00.1396849-x/select.html>, Datum des Zugriffs: 16.01.2017].
- Anon.: Feldpostbrief eines Johanniters. In: Bonner Zeitung, Nr. 303 (03.11.1914), S. 3, [<http://digitale-sammlungen.ulb.uni-bonn.de/ulbbnz/periodical/titleinfo/529981>, Datum des Zugriffs: 16.01.2017].
- Anon.: Heiliger Zorn. In: Zeitung für das Dillthal, 19.08.1914, [<http://www.lagis-hessen.de/de/purl/resolve/subject/qhg/id/117-18>, Datum des Zugriffs: 05.01.2017].

- Anon.: Heute bleiben wir nicht am Rheine stehn. In: Fuldaer Zeitung, 24.08.1914, [<http://www.lagis-hessen.de/de/purl/resolve/subject/qhg/id/120-13>, Datum des Zugriffs: 05.01.2017].
- Anon.: Kriegserlebnisse eines Untauglichen. In: Bonner Zeitung, Nr. 323 (23.11.1914), S. 4, [<http://digitale-sammlungen.ulb.uni-bonn.de/ulbbnz/periodical/titleinfo/529981>, Datum des Zugriffs: 16.01.2017].
- Anon.: Spielmanns Tod. In: Coburger Zeitung, Nr. 288 (09.12.1914), S. 3, [<http://digipress.digitale-sammlungen.de/de/fs1/calendar/1914-00-00.1396849-x/select.html>, Datum des Zugriffs: 16.01.2017].
- B., Max: An alle deutschen Herzen! In: Münchener Stadtanzeiger, Nr. 35 (29.08.1914), S. 1, [<http://digipress.digitale-sammlungen.de/de/fs1/calendar/1914-00-00.2143739-7/select.html>, Datum des Zugriffs: 16.01.2017].
- B., Prof. F.: Lazarettbilder. In: Coburger Zeitung, Nr. 254 (29.10.1914), S. 2f., [<http://digipress.digitale-sammlungen.de/de/fs1/calendar/1914-00-00.1396849-x/select.html>, Datum des Zugriffs: 16.01.2017].
- Bahr, Hermann: Das deutsche Wesen ist uns erschienen! In: Berliner Tageblatt und Handelszeitung, Nr. 410 (14.08.1914), S. 2, [http://zefys.staatsbibliothek-berlin.de/list/title/zdb/27646518/?no_cache=1, Datum des Zugriffs: 16.01.2017].
- Bahr, Hermann: Gruß an Hofmannsthal. In: Berliner Tageblatt und Handels-Zeitung, Nr. 423 (21.08.1914), S. 2, [http://zefys.staatsbibliothek-berlin.de/list/title/zdb/27646518/?no_cache=1, Datum des Zugriffs: 16.01.2017].
- Bahr, Hermann: Heldentum. In: Berliner Tageblatt und Handels-Zeitung, Nr. 622 (07.12.1914), S. 3, [http://zefys.staatsbibliothek-berlin.de/list/title/zdb/27646518/?no_cache=1, Datum des Zugriffs: 16.01.2017].
- Band, Victor: Dem Japaner ins Stammbuch. In: Berliner Volks-Zeitung, Nr. 393 (19.08.1914), S. 2, [http://zefys.staatsbibliothek-berlin.de/list/title/zdb/27971740/?no_cache=1, Datum des Zugriffs: 16.01.2017].
- Berg, Paul: Deutscher Frauen Heldensinn. In: Bonner Zeitung, Nr. 288 (19.10.1914), S. 3, [<http://digitale-sammlungen.ulb.uni-bonn.de/ulbbnz/periodical/titleinfo/529981>, Datum des Zugriffs: 16.01.2017].
- Bernstein, Max: Aus der Zeit. In: Berliner Volks-Zeitung, Nr. 572 (24.11.1914), S. 3, [http://zefys.staatsbibliothek-berlin.de/list/title/zdb/27971740/?no_cache=1, Datum des Zugriffs: 16.01.2017].
- Bernstein, Max: Der Alte. In: Berliner Tageblatt und Handels-Zeitung, Nr. 604 (27.11.1914), S. 2, [http://zefys.staatsbibliothek-berlin.de/list/title/zdb/27646518/?no_cache=1, Datum des Zugriffs: 16.01.2017].
- Bernstein, Max: Der Michel. In: Berliner Tageblatt und Handels-Zeitung, Nr. 548 (28.10.1914), S. 2, [http://zefys.staatsbibliothek-berlin.de/list/title/zdb/27646518/?no_cache=1, Datum des Zugriffs: 16.01.2017].
- Bernstein, Max: Es ist ein Grab auf grüner Halde... In: Berliner Tageblatt und Handels-Zeitung, Nr. 575 (11.11.1914), S. 3, [http://zefys.staatsbibliothek-berlin.de/list/title/zdb/27646518/?no_cache=1, Datum des Zugriffs: 16.01.2017].

- Berstl, Julius: Verlustliste. In: Berliner Tageblatt und Handels-Zeitung, Nr. 596 (23.11.1914), S. 3, [http://zefys.staatsbibliothek-berlin.de/list/title/zdb/27646518/?no_cache=1, Datum des Zugriffs: 16.01.2017].
- Birt, Theodor: Germania auf dem Niederwald. In: Oberhessische Zeitung, 22.08.1914, [<http://www.lagis-hessen.de/de/purl/resolve/subject/qhg/id/118>, Datum des Zugriffs: 16.01.2017].
- Botsky, Katarina: Ihre Taten richten die Menschen. In: Simplicissimus 19 (1914), S. 430, 436, [<http://www.simplicissimus.info/index.php?id=6>, Datum des Zugriffs: 16.01.2017].
- Botsky, Katarina: Krieg. In: Simplicissimus 19 (1914), S. 358-362, [<http://www.simplicissimus.info/index.php?id=6>, Datum des Zugriffs: 16.01.2017].
- Botsky, Katarina: Ruth. In: Simplicissimus 19 (1914), S. 512, 520, [<http://www.simplicissimus.info/index.php?id=6>, Datum des Zugriffs: 16.01.2017].
- Buchmann, Gottfried: Gott will den Kampf! In: Hessenland 28 (1914), 1. Dezember-Heft, [<http://www.lagis-hessen.de/de/purl/resolve/subject/qhg/id/156>, Datum des Zugriffs: 16.01.2017].
- Dernburg, Luise-Wieck: Den Witwen. In: Berliner Tageblatt und Handels-Zeitung, Nr. 630 (11.12.1914), S. 2, [http://zefys.staatsbibliothek-berlin.de/list/title/zdb/27646518/?no_cache=1, Datum des Zugriffs: 16.01.2017].
- Die Redaktion: An unsere Leser. In: Simplicissimus 19 (1914), S. 314, [<http://www.simplicissimus.info/index.php?id=6>, Datum des Zugriffs: 16.01.2017].
- Dietz, Paul: Lüttich. In: Hessenland 28 (1914), 2. August-Heft, [<http://www.lagis-hessen.de/de/purl/resolve/subject/qhg/id/156>, Datum des Zugriffs: 16.01.2017].
- E.P.K.: Soldau und Lüttich. In: Coburger Zeitung, Nr. 185 (09.08.1914), S. 1, [<http://digipress.digitale-sammlungen.de/de/fs1/calendar/1914-00-00.1396849-x/select.html>, Datum des Zugriffs: 16.01.2017].
- Engels, Fritz: Nun hebt der blut'ge Geist sein Knochenhaupt. In: Berliner Tageblatt und Handels-Zeitung. Wochen-Ausgabe, Nr. 33 (13.08.1914), S. 7, [http://zefys.staatsbibliothek-berlin.de/list/title/zdb/27646518/?no_cache=1, Datum des Zugriffs: 16.01.2017].
- Fa, Gustav: Tag der Toten. In: Berliner Tageblatt und Handels-Zeitung, Nr. 594 (22.11.1914), S. 2, [http://zefys.staatsbibliothek-berlin.de/list/title/zdb/27646518/?no_cache=1, Datum des Zugriffs: 16.01.2017].
- Falke, Gustav: An Deutschland. In: Berliner Tageblatt und Handels-Zeitung, Nr. 517 (11.10.1914), S. 9, [http://zefys.staatsbibliothek-berlin.de/list/title/zdb/27646518/?no_cache=1, Datum des Zugriffs: 16.01.2017].
- Flaischlen, Cäsar: Deutscher Weltkrieg. In: Coburger Zeitung, Nr. 199 (26.08.1914), S. 3, [<http://digipress.digitale-sammlungen.de/de/fs1/calendar/1914-00-00.1396849-x/select.html>, Datum des Zugriffs: 16.01.2017].
- Frank, Bruno: Der neue Ruhm. In: Simplicissimus 19 (1914), S. 476, [<http://www.simplicissimus.info/index.php?id=6>, Datum des Zugriffs: 16.01.2017].

- G., C.: Deutsches Lied. In: Coburger Zeitung, Nr. 263 (08.11.1914), S. 3, [<http://digipress.digitale-sammlungen.de/de/fs1/calendar/1914-00-00.1396849-x/select.html>], Datum des Zugriffs: 16.01.2017].
- G., L.: Es gilt! In: Bonner Zeitung, Nr. 223 (15.08.1914), S. 3, [<http://digitale-sammlungen.ulb.uni-bonn.de/ulbbnz/periodical/titleinfo/529981>], Datum des Zugriffs: 16.01.2017].
- Günther, R.F.: Vergiß es nie! In: Bonner Zeitung, Nr. 251 (12.09.1914), S. 3, [<http://digitale-sammlungen.ulb.uni-bonn.de/ulbbnz/periodical/titleinfo/529981>], Datum des Zugriffs: 16.01.2017].
- H., A.: Zum Sieg! In: Zeitung für das Dillthal, 26.08.1914, [<http://www.lagis-hessen.de/de/purl/resolve/subject/qhg/id/117-23>], Datum des Zugriffs: 05.01.2017].
- H., A.: Der deutsche Adler. In: Zeitung für das Dillthal, 25.08.1914, [<http://www.lagis-hessen.de/de/purl/resolve/subject/qhg/id/117-22>], Datum des Zugriffs: 05.01.2017].
- Hauptmann, Carl: Bewußte Kriegsfeindschaft. In: Bonner Zeitung, Nr. 279 (10.10.1914), S. 5, [<http://digitale-sammlungen.ulb.uni-bonn.de/ulbbnz/periodical/titleinfo/529981>], Datum des Zugriffs: 16.01.2017].
- Hauptmann, Carl: Kriegsgesang. In: Berliner Tageblatt und Handels-Zeitung, Nr. 465 (13.09.1914), S. 9, [http://zeffys.staatsbibliothek-berlin.de/list/title/zdb/27646518/?no_cache=1], Datum des Zugriffs: 16.01.2017].
- Hauptmann, Gerhart: Bethlehem 1914. In: Berliner Tageblatt und Handels-Zeitung, Nr. 655 (25.12.1914), S. 1, [http://zeffys.staatsbibliothek-berlin.de/list/title/zdb/27646518/?no_cache=1], Datum des Zugriffs: 16.01.2017].
- Heinemann-Grautoffs, Erna: Wenn alle Wünsche, alle Tränen... In: Berliner Tageblatt und Handels-Zeitung, Nr. 639 (16.12.1914), S. 3, [http://zeffys.staatsbibliothek-berlin.de/list/title/zdb/27646518/?no_cache=1], Datum des Zugriffs: 16.01.2017].
- Herz, Fritz: Feinde ringsum – Mag es sein! In: Berliner Tageblatt und Handels-Zeitung. Wochen-Ausgabe, Nr. 33 (13.8.1914), S. 1, [http://zeffys.staatsbibliothek-berlin.de/list/title/zdb/27646518/?no_cache=1], Datum des Zugriffs: 16.01.2017].
- Hesse, Hermann: Friede. In: Simplicissimus 19 (1914), S. 406, [<http://www.simplicissimus.info/index.php?id=6>], Datum des Zugriffs: 16.01.2017].
- Hesse, Hermann: Heilands Geburtstag. In: Simplicissimus 19 (1914), S. 500, [<http://www.simplicissimus.info/index.php?id=6>], Datum des Zugriffs: 16.01.2017].
- Huckebein, Hans: Adieu, leben Sie wohl usw. In: Coburger Zeitung, Nr. 259 (04.11.1914), S. 3, [<http://digipress.digitale-sammlungen.de/de/fs1/calendar/1914-00-00.1396849-x/select.html>], Datum des Zugriffs: 16.01.2017].
- Huggenberger, Joseph: Wider England. In: Liller Kriegszeitung, Nr. 4 (21.12.1914), S. 1, [http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/liller_kriegszeitung], Datum des Zugriffs: 16.01.2017].

- Hyan, Hans: Mobilmachung auf dem Lande. In: Berliner Tageblatt und Handels-Zeitung, Nr. 402 (10.08.1914), S. 2, [http://zefys.staatsbibliothek-berlin.de/list/title/zdb/27646518/?no_cache=1, Datum des Zugriffs: 16.01.2017].
- K., A.: Der Sturm. In: Coburger Zeitung, Nr. 192 (18.08.1914), S. 4, [<http://digipress.digitalite-sammlungen.de/de/fs1/calendar/1914-00-00.1396849-x/select.html>, Datum des Zugriffs: 16.01.2017].
- Karlchen: König Albert, der edle Ritter. In: Coburger Zeitung, Nr. 242 (15.10.1914), S. 4, [<http://digipress.digitalite-sammlungen.de/de/fs1/calendar/1914-00-00.1396849-x/select.html>, Datum des Zugriffs: 16.01.2017].
- Klemm, Wilhelm: Abend im Feld. In: Die Aktion 4 (1914), S. 834f., [<http://db.saur.de/LEX/documentView.jsf?documentId=aktio&view=fullcitation&log=sr&user=ubkarlsruhe>, Datum des Zugriffs: 16.01.2017].
- Kölwel, Gottfried: Der Tote. In: Simplicissimus 19 (1914), S. 386f., [<http://www.simplicissimus.info/index.php?id=6>, Datum des Zugriffs: 16.01.2017].
- Krailsheimer, Hans: Unser ist die Glut. In: Simplicissimus 19 (1914), S. 374, [<http://www.simplicissimus.info/index.php?id=6>, Datum des Zugriffs: 16.01.2017].
- Kuno, H.: Kennt ihr uns nicht? In: Hessenland 28 (1914), 1. August-Heft, [<http://www.lagis-hessen.de/de/purl/resolve/subject/qhg/id/156>, Datum des Zugriffs: 16.01.2017].
- Landau, Lola: Der neue Geist. In: Berliner Tageblatt und Handels-Zeitung, Nr. 414 (17.08.1914), S. 6, [http://zefys.staatsbibliothek-berlin.de/list/title/zdb/27646518/?no_cache=1, Datum des Zugriffs: 16.01.2017].
- Leipziger, Leo: Im ‚feisten Kapaun‘ zu Bordeaux. In: Berliner Volks-Zeitung, Nr. 476 (03.10.1914), S. 2, [http://zefys.staatsbibliothek-berlin.de/list/title/zdb/27971740/?no_cache=1, Datum des Zugriffs: 16.01.2017].
- Lichtenstein, Dr.: Deutscher Aar. In: Bonner Zeitung, Nr. 222 (14.08.1914), S. 3, [<http://digitale-sammlungen.ulb.uni-bonn.de/ulbbnz/periodical/titleinfo/529981>, Datum des Zugriffs: 16.01.2017].
- Lindau, Paul: An den Zaren. In: Berliner Tageblatt und Handels-Zeitung, Nr. 416 (18.08.1914), S. 2, [http://zefys.staatsbibliothek-berlin.de/list/title/zdb/27646518/?no_cache=1, Datum des Zugriffs: 16.01.2017].
- Lissauer, Ernst: Haß gegen England. In: Coburger Zeitung, Nr. 265 (11.11.1914), S. 3, [<http://digipress.digitalite-sammlungen.de/de/fs1/calendar/1914-00-00.1396849-x/select.html>, Datum des Zugriffs: 16.01.2017].
- Madelung, Aage: Der Verwundete. In: Berliner Tageblatt und Handels-Zeitung, Nr. 547 (27.10.1914), S. 2, [http://zefys.staatsbibliothek-berlin.de/list/title/zdb/27646518/?no_cache=1, Datum des Zugriffs: 16.01.2017].
- Matthias, W.: Fabel. In: Coburger Zeitung, Nr. 230 (01.10.1914), S. 4, [<http://digipress.digitalite-sammlungen.de/de/fs1/calendar/1914-00-00.1396849-x/select.html>, Datum des Zugriffs: 16.01.2017].

- Misch, Robert: Wie Fritzchen in den Krieg zog! In: Bonner Zeitung, Nr. 350 (20.12.1914), S. 6, [<http://digitale-sammlungen.ulb.uni-bonn.de/ulbbnz/periodical/titleinfo/529981>], Datum des Zugriffs: 16.01.2017].
- Müller, Ilse: Morgendämmerung. In: Hessenland 28 (1914), 1. August-Heft, [<http://www.lagis-hessen.de/de/purl/resolve/subject/qhg/id/156>], Datum des Zugriffs: 16.01.2017].
- Nithack-Stahn, W.: Dank an die Feinde! In: Berliner Tageblatt und Handels-Zeitung, Nr. 426 (23.08.1914), S. 9, [http://zefys.staatsbibliothek-berlin.de/list/title/zdb/27646518/?no_cache=1], Datum des Zugriffs: 16.01.2017].
- Nüdling, Ludwig: Deutscher Mütter Gebet zur Kriegszeit. In: Zeitung für das Dillthal, 17.08.1914, [<http://www.lagis-hessen.de/de/purl/resolve/subject/qhg/id/117>], Datum des Zugriffs: 16.01.2017].
- Nüdling, Ludwig: Meine Feder – werd zur Lanze! In: Fuldaer Zeitung, 22.08.1914, [<http://www.lagis-hessen.de/de/purl/resolve/subject/qhg/id/120-9>], Datum des Zugriffs: 05.01.2017].
- Pfemfert, Franz: Dichtungen vom Schlacht-Feld. In: Die Aktion 4 (1914), S. 834, [<http://db.saur.de/LEX/documentView.jsf?documentId=aktio&view=fullcitation&log=sr&user=ubkarlsruhe>], Datum des Zugriffs: 16.01.2017].
- Pfemfert, Franz: Freunde der Aktion, Leser, Mitarbeiter! In: Die Aktion 4 (1914), S. 693, [<http://db.saur.de/LEX/documentView.jsf?documentId=aktio&view=fullcitation&log=sr&user=ubkarlsruhe>], Datum des Zugriffs: 16.01.2017].
- Profft, Walter: Dem Vaterland. In: Zeitung für das Dillthal, 17.08.1914, [<http://www.lagis-hessen.de/de/purl/resolve/subject/qhg/id/117-15>], Datum des Zugriffs: 05.01.2017].
- Reicke, Georg: 1914. In: Berliner Tageblatt und Handels-Zeitung, Nr. 411 (15.8.1914), S. 2, [http://zefys.staatsbibliothek-berlin.de/list/title/zdb/27646518/?no_cache=1], Datum des Zugriffs: 16.01.2017].
- Reitzenstein, Hans Joachim Frh. von: Im Vorübergehen In: Berliner Tageblatt und Handels-Zeitung, Nr. 524 (15.10.1914), S. 2, [http://zefys.staatsbibliothek-berlin.de/list/title/zdb/27646518/?no_cache=1], Datum des Zugriffs: 16.01.2017].
- Ries, Konrad: Von deutscher Treue. In: Coburger Zeitung, Nr. 281 (01.12.1914), S. 2, [<http://digipress.digitale-sammlungen.de/de/fs1/calendar/1914-00-00.1396849-x/select.html>], Datum des Zugriffs: 16.01.2017].
- Römer, Alwin: Schlagt sie auf's Haupt! In: Zeitung für das Dillthal, 11.08.1914, [<http://www.lagis-hessen.de/de/purl/resolve/subject/qhg/id/117-8>], Datum des Zugriffs: 05.01.2017].
- Rosegger, Paul: Arbeit und Vertrauen. In: Berliner Tageblatt und Handelszeitung, Nr. 435 (28.08.1914), S. 2, [http://zefys.staatsbibliothek-berlin.de/list/title/zdb/27646518/?no_cache=1], Datum des Zugriffs: 16.01.2017].
- Runge, Marie: Aufruf an die deutschen Frauen. In: Oberhessische Zeitung, 05.08.1914, [<http://www.lagis-hessen.de/de/purl/resolve/subject/qhg/id/118-2>], Datum des Zugriffs: 06.01.2017].

- S., G: Kriegers Abschied. In: Oberhessische Zeitung, 21.09.1914, [<http://www.lagis-hessen.de/de/purl/resolve/subject/qhg/id/120-16>, Datum des Zugriffs: 05.01.2017].
- S., H.: Als die Briten frech geworden. In: Liller Kriegszeitung, Nr. 5 (27.12.1914), S. 6, [http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/liller_kriegszeitung, Datum des Zugriffs: 16.01.2017].
- Sch., H.: Nur jener ist ein ganzer Mann. In: Münchener Stadtanzeiger, Nr. 32 (08.08.1914), S. 1, [<http://digipress.digitale-sammlungen.de/de/fs1/calendar/1914-00-00.2143739-7/select.html>, Datum des Zugriffs: 16.01.2017].
- Schäff, Heinrich: Weihnacht 1914. In: Simplicissimus 19 (1914), S. 509, [<http://www.simplicissimus.info/index.php?id=6>, Datum des Zugriffs: 16.01.2017].
- Schlaf, Johannes: Wir haben Krieg. In: Bonner Zeitung, Nr. 230 (11.09.1914), S. 2, [<http://digitale-sammlungen.ulb.uni-bonn.de/ulbbnz/periodical/titleinfo/529981>, Datum des Zugriffs: 16.01.2017].
- Schulz, Wilhelm: Der deutsche Reiter. In: Simplicissimus 19 (1914), S. 376, [<http://www.simplicissimus.info/index.php?id=6>, Datum des Zugriffs: 16.01.2017].
- Schwiening, Georg: Die Wacht in West und Ost. In: Oberhessische Zeitung, 08.08.1914, [<http://www.lagis-hessen.de/de/purl/resolve/subject/qhg/id/118>, Datum des Zugriffs: 16.01.2017].
- Sellner, A.: Weihnacht 1914. In: Coburger Zeitung, Nr. 302 (25.12.1914), S. 1, [<http://digipress.digitale-sammlungen.de/de/fs1/calendar/1914-00-00.1396849-x/select.html>, Datum des Zugriffs: 16.01.2017].
- Sigismund, Friedrich: Bravourös. In: Bonner Zeitung 345 (15.12.1914), S. 2, [<http://digitale-sammlungen.ulb.uni-bonn.de/ulbbnz/periodical/titleinfo/529981>, Datum des Zugriffs: 16.01.2017].
- Singer: Landsturmdienst. In: Der Landsturm, Nr. 7 (25.12.1914), S. 3-4, [<http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/landsturm>, Datum des Zugriffs: 16.01.2017].
- Sohade, Maria: Schlimme Tage. In: Berliner Tageblatt und Handels-Zeitung, Nr. 632 (12.12.1914), S. 2, [http://zeffys.staatsbibliothek-berlin.de/list/title/zdb/27646518/?no_cache=1, Datum des Zugriffs: 16.01.2017].
- Sommerstorff, Otto: Die deutsche Sturmflut. In: Berliner Tageblatt und Handels-Zeitung, 27.9.1914, [http://zeffys.staatsbibliothek-berlin.de/list/title/zdb/27646518/?no_cache=1, Datum des Zugriffs: 16.01.2017].
- Steiger, Edgar: Im Schützengraben. In: Simplicissimus 19 (1914), S. 392, [<http://www.simplicissimus.info/index.php?id=6>, Datum des Zugriffs: 16.01.2017].
- Steinberg, Julius: Das deutsche Volk steht auf. In: Bonner Zeitung, Nr. 242 (03.09.1914), S. 2, [<http://digitale-sammlungen.ulb.uni-bonn.de/ulbbnz/periodical/titleinfo/529981>, Datum des Zugriffs: 16.01.2017].
- Stramm, August: Schwermut. In: Der Sturm 5 (1914), S. 115, [<http://bluemountain.princeton.edu/bluemtn/cgi-bin/bluemtn?a=cl&cl=CL1&sp=bmtnabg&e=-----en-20--1--txt-txIN>, Datum des Zugriffs: 16.01.2017].

- Sturm, Walther: Nun brandet der Krieg. In: Coburger Zeitung, Nr. 271 (18.11.1914), S. 4, [<http://digipress.digitale-sammlungen.de/de/fs1/calendar/1914-00-00.1396849-x/select.html>], Datum des Zugriffs: 16.01.2017].
- Sümmerer, Christian: Der Alte im Sachsenwalde. In: Coburger Zeitung, Nr. 186 (11.08.1914), S. 2, [<http://digipress.digitale-sammlungen.de/de/fs1/calendar/1914-00-00.1396849-x/select.html>], Datum des Zugriffs: 16.01.2017].
- Sümmerer, Christian: Heil und Sieg. In: Coburger Zeitung, Nr. 184 (08.08.1914), S. 1, [<http://digipress.digitale-sammlungen.de/de/fs1/calendar/1914-00-00.1396849-x/select.html>], Datum des Zugriffs: 16.01.2017].
- Sümmerer, Christian: Vermißt... In: Coburger Zeitung, Nr. 231 (02.10.1914), S. 3, [<http://digipress.digitale-sammlungen.de/de/fs1/calendar/1914-00-00.1396849-x/select.html>], Datum des Zugriffs: 16.01.2017].
- T.R.: Die Kämpfe in Westflandern. In: Coburger Zeitung, Nr. 280 (29.11.1914), S. 5, [<http://digipress.digitale-sammlungen.de/de/fs1/calendar/1914-00-00.1396849-x/select.html>], Datum des Zugriffs: 16.01.2017].
- Thoma, Ludwig: Landsturmmanns Abschied. In: Simplicissimus 19 (1914), S. 400, [<http://www.simplicissimus.info/index.php?id=6>], Datum des Zugriffs: 16.01.2017].
- U.R.: An Goethe. In: Berliner Tageblatt und Handels-Zeitung, Nr. 436 (28.08.1914), S. 3, [http://zefys.staatsbibliothek-berlin.de/list/title/zdb/27646518/?no_cache=1], Datum des Zugriffs: 16.01.2017].
- Van Keken: 42cm! – De Brummer. In: Der Landsturm, Nr. 6 (29.11.1914), S. 3, [<http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/landsturm>], Datum des Zugriffs: 16.01.2017].
- Vogeler, Erich: Ueber die rote Heide. In: Berliner Tageblatt und Handels-Zeitung, Nr. 608 (30.11.1914), S. 6, [http://zefys.staatsbibliothek-berlin.de/list/title/zdb/27646518/?no_cache=1], Datum des Zugriffs: 16.01.2017].
- Vollrath, Karl: An die deutsche Frau. In: Berliner Volks-Zeitung, Nr. 374 (09.08.1914), S. 2, [http://zefys.staatsbibliothek-berlin.de/list/title/zdb/27971740/?no_cache=1], Datum des Zugriffs: 16.01.2017].
- W, Dr.: 1914. In: Der Landsturm, 29.11.1914, [<http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/landsturm>], Datum des Zugriffs: 16.01.2017].
- Wagner, Hermann: Der Held. In: Bonner Zeitung, Nr. 319 (19.11.1914), S. 3, [<http://digitale-sammlungen.ulb.uni-bonn.de/ulbbnz/periodical/titleinfo/529981>], Datum des Zugriffs: 16.01.2017].
- Wagner, Hermann: Ein Schicksal. In: Bonner Zeitung, Nr. 312 (12.11.1914), S. 4, [<http://digitale-sammlungen.ulb.uni-bonn.de/ulbbnz/periodical/titleinfo/529981>], Datum des Zugriffs: 16.01.2017].
- Wahn, Dr.: Zwischen deutschen und franzoesischen Schuetzengraeben. In: Der Landsturm, Nr. 4 (01.11.1914), S. 2-3, [<http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/landsturm>], Datum des Zugriffs: 16.01.2017].

- Walzel, Dr.: Kriegslieder, in: Berliner Tageblatt und Handels-Zeitung, Nr. 449 (04.09.1914), S. 2, [http://zefys.staatsbibliothek-berlin.de/list/title/zdb/27646518/?no_cache=1, Datum des Zugriffs: 16.01.2017].
- Wendt Hans: Auf Warschau! In: *Simplicissimus* 19 (1914), S. 448, [<http://www.simplicissimus.info/index.php?id=6>, Datum des Zugriffs: 16.01.2017].
- Winckler, A.J.: Furor Teutonicus. In: *Zeitung für das Dillthal*, 14.08.1914, [<http://www.lagis-hessen.de/de/purl/resolve/subject/qhg/id/117-12>, Datum des Zugriffs: 05.01.2017].
- Wolf, Hugo: Im Feld vor Morgengrauen. In: *Simplicissimus* 19 (1914), S. 394, [<http://www.simplicissimus.info/index.php?id=6>, Datum des Zugriffs: 16.01.2017].
- Zech, Paul: Nächtlicher Angriff. In: *Simplicissimus* 19 (1914), S. 367, [<http://www.simplicissimus.info/index.php?id=6>, Datum des Zugriffs: 16.01.2017].
- Zoff, Otto: Maria mit dem Kinde. In: *Bonner Zeitung*, Nr. 344 (14.12.1914), S. 3, [<http://digitale-sammlungen.ulb.uni-bonn.de/ulbbnz/periodical/titleinfo/529981>, Datum des Zugriffs: 16.01.2017].
- Zündorff, Margarete: Ausmarsch der Landwehr. In: *Oberhessische Zeitung*, 09.09.1914, [<http://www.lagis-hessen.de/de/purl/resolve/subject/qhg/id/118-25>, Datum des Zugriffs: 06.01.2017].
- Zweig, Arnold: Die Quittung. In: *Simplicissimus* 19 (1914), S. 488, [<http://www.simplicissimus.info/index.php?id=6>, Datum des Zugriffs: 16.01.2017].

Sekundärliteratur

- Anz, Thomas / Vogl, Joseph: Nachwort. In: *Die Dichter und der Krieg. Deutsche Lyrik 1914-1918*, hg. von Thomas Anz und Joseph Vogl, München 1982, S. 225-244.
- Baßler, Moritz: Einleitung. In: *New Historicism*, hg. von Moritz Baßler, 2. Aufl., Tübingen/Basel 2001, S. 7-28, S. 14.
- Brandt, Bettina: *Germania und ihre Söhne. Repräsentation von Nation, Geschlecht und Politik in der Moderne*, Göttingen 2010.
- Bridgewater, Patrick: German poetry and the First World War. In: *European History Quarterly* (1971), H. 2, S. 147-186.
- Bruendel, Steffen: Ideologien: Mobilmachungen und Desillusionierungen. In: *Erster Weltkrieg. Kulturwissenschaftliches Handbuch*, hg. von Niels Weber, Stefan Kaufmann und Lars Koch, Stuttgart/Weimar 2014.
- Bruendel, Steffen: Nachdenken über das Ende: Die Apokalypse als Thema in Kunst und Literatur. In: *Tel Aviver Jahrbuch für Deutsche Geschichte* (2015), H. 43, S. 53-84.
- Buelens, Geert: *Europas Dichter und der Erste Weltkrieg*, Berlin 2014.

- Burdorf, Dieter: Einführung in die Gedichtanalyse, 2. Aufl., Stuttgart/München 1997.
- Detering, Nicolas/Franzen, Johannes: Heilige Not. Zur Literaturgeschichte des Schlagworts im Ersten Weltkrieg. In: Euphorion: Zeitschrift für Literaturgeschichte 107 (2013), H. 4, S. 463-500.
- Erl, Astrid: Literatur als Medium des kollektiven Gedächtnisses. In: Gedächtniskonzepte der Literaturwissenschaft. Theoretische Grundlagen und Anwendungsperspektiven, hg. von Astrid Erl und Ansgar Nünning, Berlin 2005, S. 249-276.
- Epkenhans, Michael: Der Erste Weltkrieg 1914-1918. Paderborn 2015.
- Fehleemann, Silke: Building Home. The War Experience of German Woman Writers 1914-1918. In: Krieg und Literatur, Bd. 20: „Then Horror Came Into Her Eyes...“. Gender and the Wars, hg. von Claudia Glunz und Thomas F. Schneider, Osnabrück 2014, S. 69-95.
- Flemming, Thomas/Ulrich, Bernd: Heimatfront. Zwischen Kriegsbegeisterung und Hungersnot – wie die Deutschen den Ersten Weltkrieg erlebten, München 2014.
- Frank, Gustav/Podewski, Madleen/Scherer, Stefan: Kultur – Zeit – Schrift. Literatur und Kulturzeitschriften als „kleine Archive“. In: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur 34 (2009), H. 2, S. 1-45.
- Fried, Johannes: Die Anfänge der Deutschen. Der Weg in die Geschichte, 2. Aufl., Berlin 2015.
- Fries, Helmut: Die große Katharsis. Der Erste Weltkrieg in der Sicht deutscher Dichter und Gelehrter. Bd. 1: Ursprünge- Denkweisen - Auflösung. Konstanz 1994.
- Fries, Helmut: Die große Katharsis. Der Erste Weltkrieg in der Sicht deutscher Dichter und Gelehrter. Bd. 2: Euphorie – Entsetzen – Widerspruch: Die Schriftsteller 1914-1918. Konstanz 1995.
- Grötzing, Vera: Der Erste Weltkrieg im Widerhall des „Zeit-Echo“ (1914-1917). Zum Wandel im Selbstverständnis einer künstlerisch-politischen Literaturzeitschrift, Bern 1994.
- Hermann-Trentepohl, Henning: Adler. In: Metzler Lexikon literarischer Symbole, hg. von Günter Butzer, Stuttgart/Weimar 2008, S. 5f.
- Hübinger, Gangolf: Die Intellektuellen und der „Kulturkrieg“ (1914-1918). In: Faszination und Schrecken des Krieges, hg. von Notger Slenczka, Leipzig 2015, S. 11-26.
- Jäger, Georg: Zeitschriften. In: Geschichte des deutschen Buchhandels im 19. und 20. Jahrhundert. Bd. 1: das Kaiserreich 1871-1918, Teil 2, hg. im Auftrag der Historischen Kommission von Georg Jäger, Frankfurt/Main 2003, S. 368-389.
- Kirkness, Alan: Zur Sprachreinigung im Deutschen 1789-1871. Eine historische Dokumentation, Bd. 2, Tübingen 1975.

- Koester, Eckart: Literatur und Weltkriegsideologie. Positionen und Begründungszusammenhänge des publizistischen Engagements deutscher Schriftsteller im Ersten Weltkrieg, Kronberg/Ts. 1977.
- Konnte, Hermann: Der Krieg in der Lyrik des Expressionismus. Studien zur Evolution eines literarischen Themas, Bonn 1981.
- Köppen, Manuel: Das Entsetzen des Beobachters. Krieg und Medien im 19. und 20. Jahrhundert, Heidelberg 2005.
- Lach, Roman: Eiche. In: Metzler Lexikon literarischer Symbole, hg. von Günter Butzer, Stuttgart/Weimar 2008, S. 75f.
- Limberg, Michael: Das politisch-publizistische Engagement Hermann Hesses zwischen 1914 und 1945. In: Der Grenzgänger Hermann Hesse. Neue Perspektiven der Forschung, hg. von Henriette Herwig und Florian Trabert, Freiburg/Berlin/Wien 2013, S. 453-464.
- Lipp, Anne: Meinungslenkung im Krieg. Kriegserfahrungen deutscher Soldaten und ihre Deutung 1914-1918, Göttingen 2003.
- Löschnigg, Martin: „Ich habe kein Wort“. Betrachtungen zu einem Topos literarischer Texte über den Ersten Weltkrieg. In: Zeitschrift für Literatur- und Theatersoziologie 10 (2014), S. 35-53.
- Matussek, Matthias: Der Krieg der Dichter. In: Der Erste Weltkrieg. Geschichte einer Katastrophe, hg. von Annette Grossbongardt, Uwe Klussmann und Joachim Mohr, München 2014, S. 145-153.
- Mombauer, Annika: Julikrise und Kriegsschuld – Thesen und Stand der Forschung. In: Aus Politik und Zeitgeschichte 64 (2014), H. 16/17, S. 10-16.
- Münkler, Herfried: Der Große Krieg. Die Welt 1914 bis 1918. Berlin 2013.
- Münkler, Herfried: Zerfall der Imperien. Wurzeln für den Zweiten Weltkrieg. In: Der Erste Weltkrieg. Geschichte einer Katastrophe, hg. von Annette Grossbongardt, Uwe Klussmann und Joachim Mohr, München 2014, S. 274-281.
- Musall, Bettina: Volk im Taumel. Die brüchige Euphorie bei Kriegsausbruch. In: Der Erste Weltkrieg. Geschichte einer Katastrophe, hg. von Annette Grossbongardt, Uwe Klussmann und Joachim Mohr, München 2014, S. 153.
- Natter, Wolfgang G.: Literature at War, 1914-1940. Representing the “Time of Greatness” in Germany. New Haven and London, 1999.
- Nelson, Robert L.: Soldier Newspapers: A useful source in the social and cultural history of the First World War and beyond. In: War in History 17 (2010), H. 2, S. 167-191.
- Neubauer, Martin: Zerstörung und Verstörung. Literarische Perspektiven auf den Ersten Weltkrieg. In: Faszination und Schrecken des Krieges, hg. von Notger Slenczka, Leipzig 2015, S. 46-60.
- Petersen, Jürgen H.: Textinterpretation. In: Jürgen H. Petersen / Martina Wagner-Egelhaaf: Einführung in die neuere deutsche Literaturwissenschaft. Ein Arbeitsbuch, 8. Aufl., Berlin 2009, S. 66.

- Pürer, Heinz/Raabe, Johannes: *Presse in Deutschland*. 3. Aufl., Konstanz 2007, S. 69.
- Raithel, Thomas: *Das „Wunder“ der inneren Einheit. Studien zur deutschen und französischen Öffentlichkeit bei Beginn des Ersten Weltkriegs*, Bonn 1996.
- Rduch, Robert: *Darstellung des Ersten Weltkriegs in der Monatsschrift Oberschlesien*. In: *Krieg und Literatur*, Bd. 12: *Information Warfare. Die Rolle der Medien (Literatur, Kunst, Photographie, Film, Fernsehen, Theater, Presse, Korrespondenz) bei der Kriegsdarstellung und -deutung*, hg. von Claudia Glunz, Thomas F. Schneider und Artur Pelka, Osnabrück 2006, S. 113-123.
- Rehage, Georg Philipp: *„Wo sind Worte für das Erleben“: Die lyrische Darstellung des Ersten Weltkriegs in der französischen und deutschen Avantgarde*, Heidelberg 2003.
- Röhr, Werner: *Hundert Jahre deutsche Kriegsschulddebatte. Vom Weißbuch 1914 zum heutigen Geschichtsrevisionismus*, Hamburg 2015.
- Rosenberger, Bernhard: *Zeitungen als Kriegstreiber? Die Rolle der Presse im Vorfeld des Ersten Weltkriegs*, Köln 1998.
- Rothe, Wolfgang: *Schriftsteller und totalitäre Welt*. Bern/München 1966.
- Sassenhausen, Ruth: *Schwert*. In: *Metzler Lexikon literarischer Symbole*, hg. von Günter Butzer, Stuttgart/Weimar 2008, S. 343f.
- Sauermann, Eberhard: *Der Schützengraben in der Lyrik des 20. Jahrhunderts und in der Realität des Kriegs*. In: *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur* 30 (2005), H. 2, S. 62-103.
- Schildberg-Schroth, Gerhard: *Szenen zur Kaiserzeit: Ansichten und Aussichten vom 19. zum 20. Jahrhundert*, Münster 2002.
- Schneider, Thomas F.: *Zur deutschen Kriegsliteratur im Ersten Weltkrieg*. In: *Kriegserlebnis und Legendenbildung: das Bild des „modernen“ Krieges in Literatur, Theater, Photographie und Film*, Bd. 1: *Vor dem Ersten Weltkrieg; der Erste Weltkrieg*, hg. von Thomas F. Schneider, Osnabrück 1999, S. 101-114.
- Schnyder, Peter: *Erlösung von der Medialität? „Held“ und „neuer Mensch“ in der Kriegsrhetorik von Simmel und Sombart*. In: *Der Held im Schützengraben. Führer, Massen und Medientechnik im Ersten Weltkrieg*, hg. von Karl Wagner, Stephan Baumgartner und Michael Gamper, Zürich 2014, S. 29-50.
- Schreckenberger, Helga: *Frauen an der Front. Der Erste Weltkrieg und seine Folgen für weibliches Selbstverständnis*. In: *Krieg und Literatur*, Bd. 12: *Information Warfare. Die Rolle der Medien (Literatur, Kunst, Photographie, Film, Fernsehen, Theater, Presse, Korrespondenz) bei der Kriegsdarstellung und -deutung*, hg. von Claudia Glunz, Thomas F. Schneider und Artur Pelka, Osnabrück 2006, S. 135-146.
- Schulze, Sabine/Beiersdorf, Leonie/Conrad, Dennis (Hg.): *Krieg & Propaganda 14/18*, Hamburg 2014.
- Sternburg, Wilhelm von: *Arnold Zweig*. Frankfurt/Main 1990.
- Szarota, Tomasz: *Der deutsche Michel*. Osnabrück 1998.

- Szczepaniak, Monika: Männer aus Stahl? Konstruktion und Krise der kriegerischen Männlichkeit im Kontext des Ersten Weltkriegs. In: Krieg und Literatur, Bd. 12: Information Warfare. Die Rolle der Medien (Literatur, Kunst, Fotografie, Film, Fernsehen, Theater, Presse, Korrespondenz) bei der Kriegsdarstellung und -deutung, hg. von Claudia Glunz, Thomas F. Schneider und Artur Pelka, Osnabrück 2006, S. 158-170.
- Traub, Rainer: Funke der Empörung. In: Der Erste Weltkrieg. Geschichte einer Katastrophe, hg. von Annette Grossbongardt, Uwe Klusmann und Joachim Mohr, München 2014, S. 247-251.
- Weddige, Hilbert: Einführung in die germanistische Mediävistik, 7. Aufl., München 2008.
- Zimmermann, Hans: Über die Zeitschrift. In: Simplicissimus, <http://www.simplicissimus.info/index.php?id=9>, Datum des Zugriffs: 09.01.2017.

